

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 9.

Gottschee, am 4. Mai.

Jahrgang 1910.

Im Mai.

Wieder kommt der Mai in's Land,
Teilt die Luft mit leichten Schwingen,
Von dem wonnevollen Strand
Frohe Botschaft uns zu bringen,
Und mit himmlischen Geschenken
Alle Wesen zu bedenken.

Da beginnt es allgemach
In den Herzen anzuklingen,
Wird die Luft im Busen wach,
Trutz der Nachtigall zu singen,
Und in königlichen Weisen
Hoch des Ehrens Huld zu preisen.

Und der Herr neigt gern sich hin
Auch dem Vied, dem veilschengleichen,
Das der Himmelskönigin
Wir als Maiengabe reichen;
Blühe denn, du kleine Blume,
Zu der Gottes Mutter Ruhme.

Der rote Weltfeiertag.

Zur Feier des 1. Mai, der heuer übrigens auf einen Sonntag, d. i. einen vom Christentum gerade für die Arbeiterschaft geschaffenen Ruhetag fällt, hat die Sozialdemokratie nochmals verzweifelte Anstrengungen gemacht, um ihre Niederlage mit der kaum zwanzig Jahre alten roten Maifeier zu verdecken. Aber es will ihr nicht gelingen, den roten Geflerhut des 1. Mai bei der Arbeiterschaft und noch weniger bei der übrigen Mitwelt zur Anerkennung zu bringen. Ja, gerade mit der Feier des 1. Mai, welche als stolze Siegestrophäe der Sozialdemokratie aufgepflanzt werden sollte, ist der roten Arbeiterorganisation ein großes Hindernis in den Weg gestellt worden.

Feiertage läßt sich die Welt nur von einer mit höherer Autorität ausgestatteten Macht, als die Sozialdemokratie ist, bestimmen. Dieser rote Geflerhut des 1. Mai, mit dem die Sozialdemokratie in ihrem Größenwahne die ganze Welt zur Anerkennung ihrer Herrschaft und Tyrannei zwingen wollte, war es aber auch, der die wahre Geflernatur, die Tyrannegegnung der Sozialdemokratie so recht gezeigt hat. Dieser Terrorismus hinwieder, mit dem die Sozialdemokratie die Arbeiterschaft ins rote Lager peitschen und ihr die Religion aus dem Herzen reißen wollte, hat ihr in den christlichen Arbeiterorganisationen einen Teller gegenübergestellt, der die Fahne der Freiheit christlicher Überzeugung entrollte.

Wohl ist manche dieser christlichen Arbeiterorganisationen noch verhältnismäßig klein, aber sie zeigt ein rasches Wachstum, u. bestärkt in der Hoffnung, daß die christliche Arbeiterorganisation in nicht zu ferner Zeit die Größe und Stärke der sozialdemokratischen erreichen wird.

Eine der jüngsten christlichen Arbeiterorganisationen ist die der Textilarbeiter. Ende März konnte bereits der fünfte internationale Kongreß der christlichen Textilarbeiter in Mailand stattfinden. Sie zählen in Österreich 11.000 Mitglieder, in Deutschland 30.000, in Belgien 4.500, in Holland gegen 3000, in der Schweiz gegen 7000 Mitglieder, zusammen in diesen fünf Ländern gegen 60.000 Mitglieder. Damit ist aber nicht gesagt, daß es nicht mehr christliche Textilarbeiter in diesen Ländern gibt; aber

viele dieser im Herzen christlichen Arbeiter haben noch nicht das nötige Verständnis für die Bedeutung der christlichen Arbeiterbewegung oder bringen nicht so viel christlichen Mannesmut auf, sich ihr anzuschließen; manche helfen vielmehr die Reihen der roten Arbeiterorganisationen verstärken, obwohl sie keine Sozialdemokraten, sondern gute Christen sein wollen.

Auch die christliche Bergarbeiterorganisation in Österreich fängt sich zu regen an u. verzeichnet ein erfreuliches Wachstum, während die christlichen Bergarbeiter in Deutschland schon eine mächtige Organisation aufzuweisen haben.

Nicht minder gilt dies von den christlichen Holz- und Bauarbeitern, die in Deutschland bei der im April vorgenommenen Bauarbeiter-Aussperrung schon ein gewichtiges Wort mit dreinzureden hatten und zu den Friedensverhandlungen, die mit der Aufhebung der Aussperrung endeten, gleich den Sozialdemokraten mit zugezogen werden mußten. In Österreich macht ebenfalls gerade der christliche Holzarbeiterverband die besten Fortschritte.

Die christliche Eisenbahnerorganisation in Österreich „Verkehrsbund“ hat eine schwere innere Krise, wie sie sich bei den meisten jüngeren Organisationen einstellen, glücklich überwunden und verspricht nun einen neuen Aufschwung.

Im deutschen Teile Österreichs können wir auf etwa 70.000 christlich organisierte Arbeiter hinweisen, eine hoffnungsvolle Schar von Kämpfern für ihre Standesinteressen, wie auch für die

christlichen Grundsätze und christliche Gesellschaftsordnung.

Der christlichen Arbeiterbewegung ist im Interesse von Familie und Gesellschaft, von Staat und Kirche, das größtmögliche Augenmerk zuzuwenden von allen, die es ehrlich und gut meinen mit dem Wohle der Menschheit.

Da aber nur die tiefe religiöse Überzeugung den Arbeiter zu einer höheren, idealeren und das Herz befriedigenden Lebensauffassung befähigt, und ihn den Garnen der Umstruzpartei dauernd entzieht, so muß zu den sog. christlichen Gewerkschaftsorganisationen, die sich mehr der wirtschaftlichen und beruflichen Angelegenheiten des Arbeiters annehmen, noch eine das religiöse, sittliche Bewußtsein und geistige Leben des katholischen Arbeiters hebende und pflegende Standesorganisation in den katholischen Arbeitervereinen oder ähnlichen, den jeweiligen Ortsverhältnissen entsprechenden Vereinen kommen.

Die Erfahrung und insbesondere das großartige Beispiel Deutschlands, wo nahezu $\frac{1}{2}$ Million in Arbeiter-, Gesellen- und ähnlichen Vereinen organisiert sind, zeigt uns die segensreiche Wirksamkeit dieser katholischen Berufsvereine.

Die Aufgaben der katholischen Arbeitervereine, welchen Namen sie immer führen mögen, sollen eine Schutzwehr für den Arbeiter gegen den Ansturm des modernen Unglaubens sein. Sie sollen dem Arbeiter Aufklärung, Schulung und Festigkeit der Überzeugung in religiöser und sittlicher Beziehung bieten.

Die katholischen Arbeitervereine müssen außerdem die soziale Ausbildung und die Vermittlung der dem Arbeiter nötigen Kenntnisse über die soziale Frage, die christlichsoziale Reform der heutigen Gesellschaft und ihrer Gebrechen besorgen. Der Arbeiter soll insbesondere erkennen lernen, daß der Wechsel, den die Sozialdemokratie auf den Zukunftsstaat ausstellt, ein falscher Wechsel ist, der von niemanden eingelöst werden wird, und daß hingegen der Wechsel, den die kath. Religion dem Arbeiter ausstellt und den die Kirche Christi mit ihrer göttlichen Verheißung giriert, schon reiche Zinsen für das Diesseits abwirft und die volle Einlösung ewigen Lohnes garantiert.

Die katholischen Arbeitervereine haben an ihren Standesgenossen eine große Erziehungsaufgabe zu leisten durch Heranbildung der Arbeiter zur Mitarbeit auch am öffentlichen Le-

ben in Gemeinde, Land und Staat. Sie sollen das Interesse des Arbeiters für die katholische Bewegung, die christliche Presse, guten Wahlen wecken, sollen ihm Mut, Charakterfestigkeit und christliches Solidaritäts-(Einigkeits-)Gefühl einflößen, um aus ihm einen tüchtigen Soldaten im großen Heere der Kämpfer für Christus und christliche Weltanschauung zu machen. Denn das Ziel, wohin alles gesellschaftliche Leben unserer Zeit strebt, ist die Organisation. Die Parole für die Gegenwart und Zukunft lautet: Organisation gegen Organisation. Die Gegner sind hierin leider schon weit voraus. Trotzdem heißt es, nicht verzagen, sondern frisch es wagen und den antichristlichen Organisationen christliche, katholische entgegenzustellen.

Der „rote Weltfeiertag“ wird zum großen Schlachttage werden, an dem es sich entscheiden wird, ob Christus oder der Antichrist siegen wird. Christus will, wie es die Geschichte lehrt, mit Hilfe der Schwachen und Kleinen und von der Welt Verachteten siegen und deshalb wünscht er vor allem die Arbeiterschaft in seinen Kämpferreihen. Führen wir sie ihm zu in den kath. Vereinen. Dann wird der große Entscheidungstag zu einer ebensolchen Blamage und Niederlage für die Feinde des Christentums und die christentumsfeindliche Sozialdemokratie werden wie die immer lächerlicher werdende rote Maiseier.

Ein Gottessegnen.

Ein Kinderstimmchen ist ein Gottessegnen,
Wie Blütenschnee liegt's auf den Alltagswegen

Und hüllt in lachenden Sonnenschein
All deine Wege und Mühen ein.

Und was so ein Kinderstimmchen kann:
Es löst der Sünde schlimmen Bann

Und legt in's Herz dir Güte und Milde,
Es gibt deinem Hoffen ein blühend Gefilde.

Und deinen Händen ein fröhliches Regen-
Sa, ein Kinderstimmchen ist ein Gottes-

segnen,
Und du hörst darin in Lust und Leid
Einen Klang aus deiner Kinderzeit.

Pfingstwahrheiten.

Der Geist des Herrn hat den Erdkreis erfüllt, kommt, laßt uns ihn anbeten!
So ertönt der Kirche Pfingstruf in die weite Welt. Das Pfingstfest, das nun wieder nahende Fest des Heil. Geistes, macht unsere Religion zu einer Religion der — Wahrheit und damit der — Tatkraft und Sieghaftigkeit. Das Pfingstfest führt unsere Gedanken in die Stunde der Gründung der Kirche zu-

rück, in jene Stunde, wo die Kirche, „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“, ihr Geburtsfest feierte, wo das Schifflein Petri seine Ausfahrt antrat in die Wogen dieser Welt. Das Pfingstfest leitet unsere Gedanken durch die Jahrhunderte den Weg entlang, welchen die Kirche gewandelt ist, und da sehen wir, wie sie zahllose Völker geführt zur Erkenntnis und zum Besitz der Wahrheit und damit zu ewiger Freude und Beglückung. Seit jenem Tage wandelt die Menschheit im Bollsicht der Wahrheit, weil „der Geist der Wahrheit“ selbst sie führt und in seiner Kirche ihr jenen festen Pol gibt, der unbeweglich steht, weil er ruht im Schoße des Ewigen. Daraus nimmt der Katholik seinen Grund zur Freude; und auch mit Dank wendet er Herz und Auge aufwärts zum Throne des auferstandenen und aufgefahrenen Christus, der, seiner Verheißung treu, uns nicht als Waisen zurückließ, sondern vom Vater uns den „Lehrer der Wahrheit“ sandte, daß er uns „lehre und in alle Wahrheit einführe“. Das Leben der Katholiken wird so zu einem Leben der Wahrheit, ihr Weg ist ein Wahrheitsweg mitten durch die Lüge und Täuschung dieser Welt.

Im Wehen des Windes kam der Geist in die hangen und zweifelstüchtigen Herzen der Apostel u. erleuchtete und entflammete sie zum hl. Kampfe gegen Lüge und Falschheit, gegen Abgötterei und Unglauben. Stark durch diesen Geist des Allerhöchsten traten sie aus der Dunkelheit heraus und stellten sich dem erstaunten Erdkreis als Gesandte Gottes, als Verkünder der Wahrheit dar. Der Herrschaft der Lüge erklären sie offenen Krieg, um das ins Verderben täglich tiefer hinab sinkende Geschlecht aus dem Schlamm der Leidenschaften, aus der Sittenlosigkeit u. dem Unglauben zur Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Fürwahr, ein erhebender Gedanke! Ein großer Plan! Das ist der Finger des Allerhöchsten, die Kraft des Geistes der Wahrheit! Im Besitze der Wahrheit, getrieben vom Geiste der Wahrheit, beginnen sie unerschrocken den Kampf für die Wahrheit. Mutig treten sie vor den Unglauben hin, um ihm seine innere Haltlosigkeit zu beweisen, ihm seine Sünden an der Menschenvernunft vorzuhalten und ihm in seinem Wahne zu vernichten.

Starren erfasst uns, wenn wir sehen, wie der hl. Petrus den Juden das gräßliche Verbrechen des Gottesmordes vorhält, wie er die glorreiche Auferstehung Jesu verkündet, wie er siegreich die Gottheit seines Meisters beweist, wie er glaubensmutig Zeugnis ablegt für die Wahrheit, welche allein rettet! Und der hl. Paulus! Welche Wucht der tiefempfundnen Wahrheiten in seinen Reden und Schriften! Er kennt kein Zurückhalten mit der Wahrheit, er ist nicht vorsichtig bedacht, seinen Zuhörern das zu ersparen, was ihnen die hauptsächlichsten Schwierigkeiten macht. In einer Zeit, da ein entschiedenes Wort für den Glauben an

den Gefreuzigten nicht bloß den Vorwurf der „Inferiorität“, sondern die Verurteilung zu den wilden Tieren oder zu den Pechfackeln mit sich bringt, schreibt er seinen Brief an die Römer. Nur die ersten Verse, und was sagt er in diesen wenigen Zeilen? „Ich, Paulus, ich Diener Jesu Christi, ich berufen zum Apostel, ich ausgewählt für das Evangelium Gottes, ich schreibe euch, ihr Römer, ihr Herren der Welt! Jesus Christus, der Gefreuzigte, hat mir die Gnade des Apostolates verliehen, um alle Völker zum Gehorsam — denn das ist der Glaube — in seinem Namen zu bringen, und dazu gehört auch ihr, ihr Römer, die ihr bisher geglaubt habt, euch müsse die ganze Welt gehorchen. Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist Gotteskraft zum Heile für jeden, der glaubt.“ Das heißt die Wahrheit predigen, die ganze, reine Wahrheit!

Und wie redet er die Korinther an, diese auf ihre Wissenschaft und ihren Reichtum so stolzen Griechen! „Die Juden verlangen Wunderzeichen, ihr Heiden schillernde Weisheit; das Kreuz des Herrn Jesus Christus ist euch allen miteinander ein Anstoß, jenen ein Ärgernis, euch eine Torheit. Aber eben deshalb predigen wir Christus den Gefreuzigten. Denn die Weisheit der Menschen muß durch das besiegt werden, was ihnen an Gott töricht erscheint, und ihre Stärke durch das, was sie für Schwäche halten, damit niemand sich vor Gott rühmen könne.“ Die Sprache verrät **G l a u b e n s m u t !**

Und der Erfolg hat gezeigt, daß die Apostel den rechten Ton getroffen, daß sie damit den Absichten Gottes entsprochen; denn es gefiel Gott, die „Menschen dieser Welt mit ihrer Diesseitsreligion“ und ihrem Unglauben zu schanden zu machen u. die Gläubigen, welche die Wahrheit und Predigt vom Kreuze annahmen, zur Seligkeit zu führen. Die Religion der Wahrheit siegte über die Lüge und den Unglauben durch das charakterfeste, entschiedene Auftreten ihrer Verkündiger. Der Spott der Völker, die blutigsten hundertjährigen Verfolgungen, der infernale Haß der Hölle vermochten nicht zu siegen über die Liebe zur Wahrheit, welche in den Aposteln glühte und die als heiliges Erbe auf die ersten Christen und deren nachfolgende Geschlechter überging. Der Geist der Wahrheit lebte in ihren Herzen.

Eine Betrachtung des Christentums der ersten Jahrhunderte und seiner Riesenkämpfe gegen das Heidentum und eine Vergleichung jener Zeit mit der Gegenwart hat schon öfter die Ähnlichkeitszüge konstatiert, welche jene Ära mit der unsrigen gemeinsam hat. In der Tat sehen wir, daß der Kampf zwischen Christentum und Heidentum, der die Geister jener Zeit so tief bewegte, auch in der modernen Zeit auf der ganzen Linie entbrannt ist. Der Kampf zwischen Christentum und Neuhelidentum ist die bedeutendste Erscheinung der Gegenwart. **M a t e r i a l i s m u s** und **M o n i s m u s**, **L i b e r a l i s m u s** und **S o z i a l d e m o k r a -**

t i e, **F r e i m a u r e r e i** und **F r e i d e n k e r e i** reichen sich heutzutage die Hand zum vereinten Sturm auf gegen die Kirche, den Felsen der Wahrheit. „Der Antiklerikalismus macht reizende Fortschritte, die freireligiösen Gemeinden wachsen rapid. Freidenker, Monisten, Antiultramontane, Freunde ethischer Kultur, Anhänger der weltlichen Schule und des Moralunterrichtes, ungläubige Studenten, Giordano-Bruno-Bünde, Goethebünde, Kulturbünde, Vereinigungen freigesinnter Lehrer und unzählige andere Gruppen wirken nebeneinander für das allen gemeinsame höchste Kulturideal: „Zerstörung der Kirche.“ So läßt sich frei „Das freie Wort“ vernehmen, das Organ der Freidenkerbewegung. Die Sozialdemokratie ist's, welche diese Bestrebungen volkstümlich macht; die Juden sind's, welche diese Bestrebungen mit ihrem Gelde sichern und fördern.

Katholisches Volk! Verstehe die Sturm- und Wetterzeichen der Zeit! Der Sturmwind pfeift, horch auf! Es ist dir nicht mehr erlaubt, lau und lässig den sich zusammenballenden Wetterwolken zuzuschauen. „Alles steht auf dem Spiele: Familie, Staat und Kirche. Nicht um einen vorübergehenden Tageserfolg ringen wir, sondern um die größten und höchsten Güter der Menschheit, um den Glauben an Gott und um die Liebe zu ihm, um Christentum und Kirche, ohne die es nun einmal keine eigentliche Religion gibt. Zu einer wahren Siedehitze, zu einem wahrhaft höllischen Gasse hat sich die Wut unserer Gegner verdichtet und gesteigert.“

Katholisches Volk! Das Streben des Unglaubens geht dahin dir deinen Platz an der Sonne zu rauben und dich aus dem Lichte der Wahrheit in die Finsternis der Lüge zu verstoßen! Deshalb waffne dich zu einem geschlossenen und kräftigen Widerstand! Werde dich der Größe des drohenden Übels bewußt.

Jeder hat die Pflicht durch ein Leben nach den Grundsätzen und Vorschriften der Kirche, durch sein eigenes Leben dem Strom des allgemeinen Verderbens einen Damm entgegenzusetzen. Wenn jeder Katholik sich allen Ernstes bemühte, sein Leben nach echt katholischem Geiste einzurichten, dann sähe man nicht so häufige Widersprüche mit den kirchlichen und göttlichen Geboten. Man würde nicht so zahllose Handlangerdienste zum Nutzen und Frommen unchristlicher, antikatholischer und ungläubiger Bestrebungen auf dem Gebiete der Schule, der Literatur und der Politik des ganzen öffentlichen Lebens zu beklagen haben. Jeder sei ein ganzer, ein praktischer Katholik und wage das auch in Wirklichkeit, im öffentlichen Leben zu sein, was er dem Stamm nach zu sein scheint. Ist es nicht beschämend, daß viele Katholiken glauben, Sozialdemokratie u. Katholizismus ließen sich unter einer Flagge brüderlich vereinen? Handlangerdienste dem Unglauben: wie viele Katholiken leisten sie nicht bewußt oder unbewußt.

(Schluß folgt.)

Kindliches Gottvertrauen.

Pflanzet dem Kinde den Glauben in das Herz, damit es in späteren Tagen eine Stütze daran findet. Wie empfänglich ist doch gerade das Kindesherz für alles Gute. —

Eines Nachmittags mußte ich ganz allein zu Hause bleiben und ich zerbrach mir den Kopf, wie ich mir die Zeit am schönsten vertreiben könnte. Da fiel mein Blick auf unsere Wanduhr, welche schon einige Tage den Dienst versagte.

Meine Mutter hätte sie wohl gern schon zum Uhrmacher gegeben, da wir die Uhr sehr benötigten, denn es war die einzige, die wir besaßen; aber das Geld war knapp und so mußten wir uns eben ohne Uhr behelfen. Als ich nun die Uhr so betrachtete, kam mir der Gedanke: „Wie würde sich meine Mutter freuen, wenn sie nach Hause käme, und das freundliche Tick-tack der Uhr hören würde. Oft hatte ich schon gehört, daß nichts an der Uhr fehle, nur müßte sie einmal ordentlich ausgeputzt werden. Unüberlegt, wie eben nur ein Kind von 11 Jahren handeln kann, nahm ich die Uhr herunter und machte mich an die Arbeit. Zuerst ging alles gut; ich nahm das Werk auseinander, putzte und ölte alles schön und hatte meine Freude, als alles so sauber vor mir lag. Ich wollte es dann wieder in Ordnung bringen, aber wie ich mich auch abmühte, es wollte mir nicht gelingen: ich brachte die Ketten, die mir von dem Rädchen gerutscht waren, nicht wieder darüber. Auf alle mögliche Art und Weise versuchte ich es, aber leider vergebens. Jetzt wurde mir bange, es fing bereits an zu dunkeln, meine Mutter mußte bald nachhause kommen, und aus der Freude, die ich ihr machen wollte, wurde nichts. Sie würde mich noch strafen, weil ich die Uhr nicht herunter nehmen sollte. In meiner Angst weinte ich und machte mir Vorwürfe, es konnte mir aber nichts helfen. Als ich nicht mehr wußte, was ich machen sollte, fiel es mir ein: du wirst Gott bitten, er wird dir aus der Not helfen. Ich kniete nieder, betete ein Vater unser so andächtig wie schon lange nicht. Dann bat ich den lieben Gott, er solle mich die Uhr wieder zustande bringen lassen, ich wolle ja so gern meiner Mutter eine Freude bereiten. Als ich meine Tränen getrocknet, begann ich mit frischem, neuem Mute die Arbeit. Mich besaßte nur der Gedanke, jetzt muß es dir gelingen, Gott wird dir helfen! Und die Arbeit gelang mir. Welche Freude war es für mich, als meine Mutter nachhause kam, und verwundert frug, wer die Uhr in Gang gebracht habe. Unter Lachen und Weinen erzählte ich der Mutter: „Ich allein hätte es wohl nicht fertig gebracht, der liebe Gott selbst hat mir dabei geholfen!“ „Ja, mein Kind, glaube daran und vergiß das Beten nicht!“ Das waren die Worte meiner Mutter und sie begleiteten mich durch das Leben und, wenn die Wirren des Schicksals mich bedrängen, dann denke ich an die Worte meiner Mutter: „Vergiß das Beten nicht!“ **A. S.**

Eine einzige Tochter.

Novelle von Melati von Java.
Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe
van Heemstede.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ist diese Kitty nicht das träge Ding, wovon Du mir schon öfters erzählt hast?“

„Getroffen!“

„Dann wirst Du wohl froh sein, sie vom Hals zu haben.“

„O Papa, denke Dir, es sind doch wieder ein paar Gulden weniger im Monat.“

„Mache Dir keine Sorgen vor der Zeit!“

„Aber wir müssen an die Zukunft denken, liebster Papa!“

„Schweige davon, wenn ich bitten darf, es ist schon genug Elend in der Vergangenheit. Seien wir zufrieden, daß der Augenblick leidlich ist, daß wir ein Ei essen können bei einem warmen Ofen und einer hellen Lampe.“

„Schön und gut für den Moment, aber hernach?“

„Wie meinst Du das?“

„Es ist ein gutes Leben, das wir so zu zweien führen, nicht wahr, Papa? Aber stramm arbeiten ist die Lösung, und das ist oft nichts weniger als angenehm.“

„Gewiß nicht! Es ist keine kleine Aufgabe, so eine Musikschule zu dirigieren und die Streiche einiger Duzend Bengel zu ertragen, besonders für mich, der ich nicht dazu geboren bin.“

„Nein, Papa, nein, Du bist gewiß nicht dazu geboren, Du bist vom Scheitel bis zur Zehe ein Edelmann!“

„Ach ja, mein Vater sagte auch immer: Fritz ist vom Kopf bis zu den Füßen Baron; steckt ihn in einen Schornsteinfegeranzug, und der adelige Herr guckt durch den Ruß hindurch!“

„Das ist wahr,“ bestätigte die Tochter und ließ ihre Augen bewundernd und wohlgefällig über die edle Erscheinung ihres Vaters schweifen.

„Nun, guck mich nicht so an,“ sagte er lachend. „Du wirst mich noch eitel machen. Ich will auch nicht von meinem häßlichen Gesicht sprechen, aber von meinen Manieren, meiner Denk- und Sinesart. Da hast Du mein Gehalt, es fehlt ein Reichstaler daran. Ich gab ihn einem armen Kerl, der mich gerade ansprach, sein Kind ist sterbenskrank und seine Frau ist diese Woche gestorben. Es machte mich so elend — und es sind so viele ärmer als wir.“

„Da ist wieder der Baron, der Dich so

handeln ließ. Wir können allerdings die Talerchen so gut selber brauchen, aber „den Armen geben, ist Gott geliehen!“ Ich wollte, daß ich so viele Stunden hätte, Papa, daß Du nicht mehr zu jener Schule zu gehen brauchtest; nun aber habe ich die eine Stelle wieder verloren.“

„Nein, Margo, ich will nicht, daß Du Dich noch mehr abquälst, Deine Lungen ermüdest und Deinen Kopf anstrengst oder vielmehr Deinen Geist abstumpfest.“

„O Papa, das meinst Du nicht. Bin ich denn nicht ein gesundes, starkes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren? Du hast einen Widerwillen, Stunden zu geben, aber ich nicht. Kein Wunder, denn Du warst für etwas anderes bestimmt.“

„Und Du nicht? Hätten wir je gedacht, daß es so weit kommen würde mit dem Fräulein Margo von Doornburg, daß es von Haus zu Haus gehen müßte, um den Kindern das Klaviergeklimper beizubringen? Hätte sie,“ und sein Auge richtete sich mit schmerzlichem Ausdruck auf das Porträt, „hätte sie je vermuten können, daß dies einmal das Los ihres Kindes sein würde, in den wenigen Monaten, als es ihr vergönnt war, mit Dir zu spielen und Wünsche für Deine Zukunft sich auszumalen? Und ach, der Gedanke, daß ich es bin, der dieses Los über Dich gebracht, ist mein größter Schmerz, und viel schwerer zu tragen als die Unarten jener Knaben und die Unzufriedenheit der Eltern. Alles durch meine Schuld, alles! Selbst ihr . . .“

„O nein, Papa, nein, sage das nicht!“ Und Margo schlang ihren Arm um seine Schulter, als er kummervoll das Antlitz in die Hände barg. „Du hast ja nur spekuliert, und diese Spekulationen hätten ebenso leicht Dein Vermögen verdoppeln können, ist es nicht so?“

„Ja, aber später!“

„Nun, ist es vielleicht Deine Schuld, daß Großpapa sich wieder verheiratete und Kinder bekam, so daß uns bei seinem Tode nur ein geringes Sümmchen zufiel? Und war es Deine Schuld, daß jene Bank fallierte? Du hast Dich genug eingeschränkt, um mir eine gute Erziehung zu geben und Deine Stelle an der belgischen Gesandtschaft anständig zu bekleiden. Und war es nicht gerade auf meinen Rat, als wir, als der Schlag uns traf, mutig, beschlossen, die Hände ans Werk zu legen und unsere Talente zu verwerten? Wäre Mama nicht damit zufrieden gewesen, und würde sie nicht ebenso gehandelt haben?“

„Sie? Ach, was konnte sie tun, meine arme, liebe Cäcilie, als weinen und war-

ten, bis sie getröstet wurde! Sie ist gerade zur rechten Zeit heimgegangen! Ach, wären wir nur alle drei tot, Margo!“

„Nicht so melancholisch, Väterchen! Laß uns nicht nach dem Tode verlangen, die Ewigkeit ist lang genug. Sieh, ich habe noch etwas, das besser ist als all die Trübsal.“ Und sie stellte ein Glasküßelchen mit zwei Äpfeln vor ihren Vater hin.“

„Davon mußt Du aber auch essen.“

„Ja, ein kleines Stückchen.“

„Es sind feine; hör, wie kommst Du nur dazu?“

„Anna von Bern gab sie mir.“

„Das ist allerliebste. Solche hatten wir sie auf Villa Florente in Menge.“

„Ein so köstliches Äpfelchen ist doch besser als der Tod; was meinst Du dazu, Papa?“

„Oft kann das Leben so schwer auf mir lasten, Kind!“

„Und oft auch wieder nicht?“

„Ja, wenn ich es so von der lichten Seite betrachte; aber wenn wir so ins Plaudern kommen, dann denke ich an die Vergangenheit, und ach . . .“

„Nun, ich wollte eigentlich darauf hinaus, da wir einmal überlegen müssen, wovon wir leben, aber es muß sein.“

„Doch nicht scheiden, Kind?“

„Was bleibt uns sonst übrig, Papa?“

„O nein, das nimmer! Sprich nicht davon, mach mir das Herz nicht schwer vor der Zeit.“

„Und wenn Du dadurch ein besseres Leben haben könntest, ohne eine Beschäftigung, die Dir mißfiel?“

„Daran ist nicht zu denken, und ich will nicht, daß Du eine Stelle nach auswärts annimmst.“

„Nun, wir wollen nicht mehr daran denken und alles dem lieben Gott überlassen, der am besten weiß, was für uns gut ist.“

„So ist es, mein Kind, und strenge Dein Köpfchen nicht an. Sieh einmal diese kleine gefurchte Stirne; so hat die Stirne Deiner Mutter nie ausgesehen.“

„Armes, glückliches Mütterchen! Sag einmal, Papa, wäre es nicht möglich, wieder Freund zu werden mit . . .“

„Onkel Adalbert? Sprich nicht davon, liebes Kind! Du weißt, diesen Punkt berühre ich nicht gerne. Wir haben einander seit Jahren nicht gesehen und noch weniger gesprochen. Sein Herz ist uns ganz entfremdet, mich haßt er noch immer.“

„Wie ist es noch möglich?“

Und sie sah ihn an mit einem Blick, woraus eine Welt voll Liebe sprach.

„Ja, er haßt mich, das ist das rechte Wort, weil Deine Mutter mich ihm vorzog; vielleicht verachtet er mich auch wohl. Habe ich mich gegen ihn vergangen, so habe ich es schrecklich genug gebüßt durch den Tod meines armen Weibes. Und welchen Beweis seiner Teilnahme erhielt ich da? Eine Visittarte! Ich, sein eigener Bruder! Das habe ich nicht vergessen können, und doch möchte ich mich gerne mit ihm ausöhnen; wenn ich aber Schritte dazu täte, würde er glauben, daß es wegen seines Geldes wäre!“

„So wollen wir nicht mehr daran denken, Papa, und uns still zur Ruhe begeben.“

Siebentes Kapitel.

Am nächsten Morgen ging Frik von Doornburg mit seiner Tochter zur Kirche. So wie sie Arm in Arm daherschritten, der Baron in seinem eleganten Sonntagsanzug, Margo in ihrer einfachen und billigen, aber äußerst geschmackvollen Toilette, hätte man es ihnen nicht angesehen, daß sie „heruntergekommene Größen“ waren. Frik war stolz auf seine liebe, fröhliche Tochter, und Margo ging auch mit innigem Behagen an ihres Vaters Seite, sich besonders ergötzend, wenn man sie als „Herr und Frau“ anredete.

Es regnete nicht mehr, aber die Luft war wolkig und die Straße schmutzig, und man mußte zur Vorsorge einen Regenschirm bei sich tragen. Margo begab sich zu ihrem Stuhl, denn Frik hatte darauf bestanden, daß sie ihren eigenen Platz in der Kirche habe. Er selbst blieb in einer der hinteren Bänke zurück.

Als die Messe zu Ende war, erwartete der Junker seine Tochter schon am Ausgange der Kirche. Es fiel Margo auf, daß er bleich aussah und ihr nicht wie sonst lächelnd zunickte. Eine Bekannte hatte sich an ihren Arm gehängt und schlug ihr einen Spaziergang vor. Margo entschuldigte sich, da sie für den Kaffee sorgen müsse, doch begleitete sie ihre Freundin ein Stück des Weges, während Frik seinen gewöhnlichen Sonntagsausgang zum Kaffeehaus machte, um die Zeitung zu lesen.

Sie sahen sich also am Frühstückstisch wieder. Es sah alles gar appetitlich aus. Eine blütenweiße Serviette war über den Tisch gebreitet, das Porzellan-service war einfach aber glänzend sauber. Das Brot in dem lackierten Körbchen und die feinen Scheibchen Rauchfleisch auf dem bunten Schüsselchen lockten unwiderstehlich an. Doch blieb

Doornburg ernst, so daß Margo ihn fragend anblickte.

„Nun, Papa, was fehlt Dir? Denkst Du noch über die Predigt nach?“

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Ist Dir nicht wohl?“

„O gewiß; aber schau, Margo, ich habe in der Kirche jemanden gesehen, dem ich seit Jahren nicht begegnet bin; wir waren damals noch beide jung.“

„Und wer war das, Papa?“

„Mein Bruder Adalbert. Hast Du ihn nicht bemerkt?“

Ich? — Vielleicht jener Herr, der mir schräg gegenüber saß während der Predigt? Ein fein gekleidete Herr mit etwas kahlem Kopf und einem schwarzen, schon etwas mit Grau gesprenkelten Bart?“

„Ja, das war er, ich erkannt ihn auf der Stelle.“

„Ein strenges, düsteres Wesen!“

„Ja, er sieht alt aus. Wenigstens zwanzig Jahre älter als ich. Ich habe ihn elend gemacht, sowie jeden, der mir näher trat. Ach, Dein Vater ist recht unglücklich, ich werde über Dich auch noch einmal Unglück bringen.“

„Wenn's gefällig ist, nun keine Selbstvorwürfe mehr, Papa! Onkel Adalbert scheint schrecklich auf seinem Willen zu bestehen, und ich glaube, daß seiner Handlungsweise mehr Eigensinn als eigentlicher Groll zugrunde liegt.“

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete der Junker, wieder beruhigt.

„Und was hat er nun von seinem Gelde?“

„Er soll sehr viel Gutes damit tun.“

„Und seinen einzigen Bruder läßt er darben!“

„Er hat genug für mich getan. Für mich hat er sein Besitztum belastet, mir das ganz restaurierte Schloß übergeben. Daß ich arm bin, ist meine eigene Schuld und nicht die seine.“

„Das macht nichts aus. Er kennt sein eigenes Glück nicht. Wieviel besser könnte er es haben, wenn er Dich und mich einladen würde, zu ihm auf das Schloß zu kommen. Ich würde die Honneurs machen, und Du . . .“

„Still, keine Luftschlöffer! Räume den Kaffeetisch ab, Margo. Es regnet wieder und wir können den ganzen Nachmittag nicht ausgehen; da haben wir schön Zeit, die Symphonie noch einmal durchzuspielen.“

„Ganz gut, Väterchen, wart nur ein Augenblickchen.“

Der Junker begann noch einmal seine Violine zu stimmen. Margo beeilte sich so viel als möglich und setzte sich dann ans Klavier.

„Es ist, als wenn Mama auch lachen wollte,“ sagte Margo.

„Wie oft haben wir diese Symphonie zusammen gespielt“ seufzte der Vater.

Bald waren beide in die schöne Musik vertieft. Für einen Augenblick war alles vergessen: die Sorge für die Zukunft, der Schmerz wegen der Vergangenheit, die Beschränkung der Gegenwart. Als die letzten Akkorde verklungen waren, blieben Margos Augen eine Weile sinnend auf das Porträt gerichtet.

„Wenn ich Mama so in die Augen schau, denke ich immer an das Märchen von Andersen.“

„An welches?“

Es war ein Kind geboren in einem großen Hause; die Eltern, reich und vornehm, hatten nur darauf gewartet, um ihr Glück vollkommen zu nennen. Die kleine Wiege war von allem umgeben, was der Luxus denken kann, um einem jungen Erdenbürger den Eintritt in die kalte Welt so schön als möglich zu machen. War das nicht auch bei Mama der Fall?“

„O, ganz gewiß!“

Da kamen die Engel, und jeder brachte dem Kinde eine Gabe. Der eine gab ihm Schönheit, der andere Geist, der dritte einen guten Charakter. Und von allen diesen Gaben bildeten sie eine Perlenkrone. Aber der Schutzengel sagte: „„Mir fehlt eine Perle.““ Niemand wußte, was das für eine Perle war, und er flog zu einem anderen Hause, das ebenso reich und vornehm war, aber da waren die Fensterläden geschlossen, da stand eine Bahre und keine Wiege. Die geliebte Mutter war gestorben, und an ihrer Stelle, die fortan leer sein würde, saß eine schwarz gekleidete Frau, „der Engel des Schmerzes“, und weinte große Tränen. Eine dieser Tränen berührte der Schutzengel, und es ward eine große Perle daraus; vorsichtig nahm er sie und brachte sie den kleinen Kinde und reichte sie den anderen Perlen der Krone an, deren Glanz sie nun erhöhte. Diese Perle fehlte der lieben Mama.“

„Gott sei Dank!“ seufzte Frik, über die Augen wischend.

„Mir hat sie nicht gefehlt. Der Engel, der bei ihrer Bahre wachte, brachte mir die Perle, und ich froh darum, ich möchte sie nicht entbehren,“ sagte Margo.

Ihr Antlitz hatte, während sie so sprach und den seelenvollen Blick auf das Porträt richtete, einen Ausdruck, der dem Vater tief ins Herz ging.

„Mein Kind!“ sagte er gerührt, „Adalbert hat alle Ursache, mich um den Schatz zu beneiden, den ich statt seiner

mein eigen nennen durfte, denn noch jetzt bin ich reicher als er mit seinem Gelde, wofür ich das, was ich besitze, nicht hergeben würde: das Kind meiner Cäcilie, ihr Ebenbild, und" — mußte er innerlich leise hinzufügen: „besser, vollkommener, als sie war! Sollte es sein, weil sie jene Perle besitzt, die ihre Mutter entbehrte?"

Achtes Kapitel.

Einige Tage später war Margo am Abend eifrig mit ihrer Sommertoilette beschäftigt, als der Vater eintrat.

„Was baumelt da hinten an Deinem Rock?"

„Ich weiß es nicht, was ist es denn?"

„Ein alter Lintenschwamm. Und bist Du damit über die Straße gegangen?"

„Das bin ich wohl! Das haben die unartigen Bengel getan."

„Es ist schändlich," sagte Margo, während ihr Gesichtchen vor Erregung glühte, „einen Mann wie Dich dem allgemeinen Spottgelächter auszusetzen."

„O, Kinderstreich! Wie oft habe ich meinem Lehrer einen solchen Pöffen gespielt!"

Aber der Ton seiner Stimme offenbarte mehr, als er zeigen wollte, wie tief er sich gekränkt fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1.—16. Mai.)

1. Sonntag. (5. n. Oftern.) Evangelium (Joh. 23—30): Jesus verheißt seinen Aposteln, daß sie das erhalten werden, um was sie den himmlischen Vater in seinen Namen bitten werden. — Philippus und Jakobus, Apostel. — Sonnenaufgang 4 Uhr 40 Min., Untergang 7 Uhr 15 Min., Tageslänge 14 Stunden 35 Min.

2. Montag. Athanasius, Erzbischof und Kirchenlehrer († 373); Sigmund, König und Mart. († 524). — Letztes Viertel um 2 Uhr 27 Min. nachm. — **3. Dienstag.** Kreuzauffindung. Alexander, Papst u. Mart. († 119). — **4. Mittwoch.** Florian, Mart. († 297); Monika, Witwe († 387); Gotthard, Bischof († 1038).

5. Donnerstag. Christi Himmelfahrt. Evg. (Mark. 16, 14—20): Jesus befiehlt den Aposteln, in alle Welt zu gehen, das Evangelium zu predigen und zu taufen, und wurde dann in den Himmel aufgenommen und sitzt zur Rechten des Vaters. — Pius V., Papst († 1572); Angelus, Mar. († 1225); Hilarius, Bischof († 494).

6. Freitag. Johannes, Evng. vor der lateinischen Pforte, Gedächtnis seiner wunderbaren Errettung; Johannes v. Damaskus, Kirchenlehrer († 780). — **7. Samstag.** Stanislaus, Bischof u. Mart. († 1079); Gisela.

8. Sonntag. (6. n. Oftern.) Evangelium (Joh. 15 u. 16): Jesus verheißt den Aposteln den Tröster, den hl. Geist und daß sie Zeug-

nis für Christus ablegen und Verfolgung erdulden werden. — Erscheinung des hl. Engels Michael; Acatius, Mart. († 303).

9. Montag. Beatus († 112). — Gregor v. Nazianz, Kirchenlehrer († 389). — Neumond um 6 Uhr 30 Min. morgens. — **10. Dienstag.** Antonius, Erzbischof († 1459). — **11. Mittwoch.** Mamert, Bischof († 474); Franz v. Hieronymo, Ordensmann († 1714). — Sonnenaufgang 4 Uhr 23 Min., Untergang 7 Uhr 31 Min., Tageslänge 15 Stunden 8 Min. — **12. Donnerstag.** Pankratius, Mart. († 304); Nereus und Achilleus († 110). — **13. Freitag.** Servaz, Bischof († 284); Peter Regalatus († 1456). — **14. Samstag.** Pfingstvigil. Strenger Fasttag. Bonifaz, Mart. († 307); Pachomius, Einsiedler († 248).

15. Pfingstsonntag. Evng. (Joh. 14, 23 bis 31): Jesus spricht von der Befolgung seiner Gebote durch die werktätige Liebe. Er verheißt den Aposteln den hl. Geist und den Frieden, den niemand geben kann, d. i. die Gnade Gottes. — Sophie, Jungfrau und Mart. († 144); Isidor, Bauer († 1130).

16. Pfingstmontag. Evg. (Joh. 3, 16—21): Jesus spricht zu Nikodemus über die Notwendigkeit des Glaubens und der guten Werke. — Johann von Nepomuk. (Landespatron von Böhmen.) († 1393); Ubaldo, Bisch. († 1160). — Erstes Viertel um 3 Uhr 10 Min. morgens.

7. Mai.

Der hl. Stanislaus, Bischof u. Martyrer.
(† 1079.)

Der hl. Stanislaus von Krakau wurde am 26. Juli 1030 zu Sczepanow bei Krakau aus einer adeligen polnischen Familie nach einer 30jährigen unfruchtbaren Ehe geboren. Der schon vor seiner Geburt zum Dienste Gottes bestimmte, ebenso fromme wie begabte Jüngling erhielt seine Vorbildung an der Domschule zu Gnesen, seine theologischen Studien legte er zu Paris zurück. Nach Polen zurückgekehrt, wurde Stanislaus von Bischof Lambert II. zum Priester geweiht, erhielt bald darauf ein Kanonikat in Krakau und wurde 1072 zum Nachfolger Lamberts gewählt. Als Bischof regierte er seine Diözese ebenso mit Strenge wie mit Milde, geriet aber schon bald nach seiner Bischofsweihe mit Boleslaw II., der damals noch Herzog von Polen war, in schweren Zwiespalt. Anlaß dazu gab ein Rechtsstreit wegen eines vom Bischof für die Diözese gekauften Gutes. Der Bischof hatte das Gut gekauft und bezahlt. Als aber der Käufer gestorben war, verlangten die Enkel unter dem Vorgeben, es sei noch nicht bezahlt, nachträglich den Kaufpreis. Stanislaus berief sich auf Zeugen, die um seine Zahlung wußten. Da diese jedoch aus Furcht vor dem Könige nicht vor Gericht erscheinen wollten, so nahm der Heilige seine Zuflucht zu Gott im Gebete. Nachdem er, wie die Geschichtsschreiber des Heiligen berichten, drei Tage und drei Nächte mit Fasten und Gebet zugebracht, ging er zum Grabe des früheren Eigentümers jenes Gutes und weckte ihn, vom göttlichen Geiste hiezu getrieben, vom Tode auf und führte ihn als Zeugen vor

Gericht, wo er der Wahrheit gemäß für den Bischof aus sagte. Hier auf wurde er von Stanislaus wieder zum Grabe zurückgeführt.

Die Abneigung d. Herrschers gegen Stanislaus wurde gesteigert, als der Bischof die Ritter und Adligen, welche nach der Eroberung von Kiew ohne Erlaubnis ihres Königs nach Polen zurückkehrten, in Schutz nahm und, wie es scheint, ihre Freiheit auf Grund der vor der Krönung Boleslaws eingegangenen Verträge verteidigte. Vergeblich ermahnte Stanislaus den grausamen und allen Lüsten des Fleisches ergebenen König zur Besserung; schließlich sprach er den Bann über Boleslaw aus und verweigerte ihm den Zutritt zur Kirche. Aus Wut darüber ermordete der König selbst den freimütigen Bischof am Altare der Michaelskirche vor den Thoren Krakaus am 8. Mai des Jahres 1079; Bischof Stanislaus' Gebeine ruhten in der Michaelskirche, bis Bischof Lambert III. und König Ladislaus sie am 27. September 1088 erhoben und in die damals dem hl. Wenzel geweihte Kathedralkirche übertrugen. Papst Innozenz IV. nahm die Heiligsprechung des wegen seines Pflichteifers getöteten Bischofs im J. 1253 zu Assisi vor. Der hl. Stanislaus ist Patron von Polen und von der Stadt und Diözese Krakau. Seine Verehrung war von jeher sehr groß und weit verbreitet. Sein Fest ist in Krakau am 8. Mai, in der übrigen Kirche am 7. Mai.

Rechtskunde.

Übertragungsgebühren.

Bei einem Besitzwechsel unter nicht verwandten Personen ist an Übertragungsgebühr zu bezahlen: Bei einem Wert von nicht mehr als 10.000 K 3 Prozent, bei einem Wert von 10.000 K bis 40.000 K $3\frac{1}{2}$ Prozent und bei einem Wert über 40.000 K 4 Prozent. Die Vorbesitzdauer hat keinen Einfluß mehr auf die Höhe der Abgabe. Ein Beitrag zum Armenfonds wird nur bei Erbschaften eingehoben.

Unrechnung zum Pflichtteile.

Der § 788 des bürgerlichen Gesetzbuches sagt: „Was der Erblasser bei Lebzeiten seiner Tochter oder Enkelin zum Heiratsgute; seinem Sohne oder Enkel zur Ausstattung, oder unmittelbar zum Antritte eines Amtes oder was immer für eines Gewerbes gegeben; oder zur Bezahlung der Schulden eines großjährigen Kindes verwendet hat, wird in den Pflichtteil eingerechnet."

Wucher.

Das Merkmal des Wuchers ist nicht allein in der Höhe der bezogenen Zinsen gelegen, sondern in erster Linie darin, daß jemand die ihm bekannte Notlage, den Leichtsinn, die Unerfahrenheit oder Verstandsschwäche einer Person benützt, um sich bei Kreditgewährung solche Vorteile zuzuwenden, die durch ihre Maßlosigkeit das wirtschaftliche

Verderben des Kreditnehmers herbeiführen können.

Kein Steuernachlaß für baufällige Häuser.

Der Verwaltungsgerichtshof hat entschieden, daß die Wertverminderung bei baufälligen Gebäuden eine natürliche Folge der vieljährigen Abnutzung des Gebäudes ist und nicht die Folge eines unvorhergesehenen, also zufälligen Ereignisses. Damit wurde die Beschwerde eines Hausbesizers abgewiesen, der vom Finanzministerium eine Verminderung der Steuer verlangte, weil sein Haus baufällig ist und deswegen nicht bewohnt werden kann.

Streiflichter.

Eine verdiente Lektion

hat der in den letzten Wochen auf einer Europareise befindliche nordamerikanische Expräsident Roosevelt den Franzosen in Paris erteilt. Roosevelt, der mit großen Ehren empfangen wurde, hielt im Pariser Universitätssaale eine Rede gegen die bei den Franzosen übliche Beschränkung der Kinderzahl. Roosevelt sagte dabei u. a.:

„Der schlimmste Fluch ist der Fluch der Unfruchtbarkeit, und die freiwillige Unfruchtbarkeit verdient die härteste Verdammung. Die wesentliche Notwendigkeit jeder Zivilisation ist, daß Mann und Frau Eltern gesunder Kinder seien, damit die Rasse sich vermehre und nicht abnehme. Der Mangel an Bevölkerungszuwachs ist ein Unglück, wenn er nicht beabsichtigt ist. Wenn er aber auf Absicht beruht, ist er ein Verbrechen.“

So ist es! Die Franzosen, welche die Gesetze Gottes und die Mahnungen der Kirche als unmodern und lästig betrachten, werden freilich die Ohren gespitzt haben, als sie vom ehemaligen Präsidenten des gewiß modern und fortschrittlich gesinnten Nordamerika eine so scharfe Strafpredigt hören und sich an die alten christlichen Sittengesetze erinnern lassen mußten. Möchten die ernstesten und wahren Worte Roosevelts auch in manchen unserer deutschen Gesellschaftskreise beherzigt werden, wo leider schon ähnliche französische Sitten und Verbrechen plaggreifen, zum Verderben des eigenen Volkes, abgesehen von dem ewigen Strafgerichte Gottes über solche lasterhafte Menschen.

Zur Abstinenzfrage.

Wie viel Bier wird in Deutschland jährlich getrunken?

Wenn man sich die von den Deutschen jährlich getrunkene Biermenge in einen Niesenschlauch von der Dicke eines bairischen Maßkruges gefüllt und wenn man diesen Schlauch um den Erdäquator (Umfang der Erdkugel) gelegt denkt, so würde schon im Jahre 1880 (in diesem einzigen Jahre!) die Länge des Schlauches den Äquator 16mal umspannen, aber bereits im Jahre 1892 hätte dieser Schlauch auf

den 25fachen Erdäquator (Erdumfang) verlängert werden müssen.

Nach Dr. Brendel in München.

Die letzten Jahresberichte verschiedener englischer Lebensversicherungen

zeigen immer deutlicher, welchen lebenserhaltenden Einfluß die Alkoholabstinenz hat. Bei der „Sceptre life association“ waren z. B. bei der Abteilung der männlichen Alkohol Genießenden 90 Prozent der erwarteten Todesfälle eingetroffen, von den Abstinenten aber nur 58 Prozent. In diese Abteilung waren 1907 405 neue Versicherte aufgenommen worden, von denen nicht weniger als 315 bereits von Geburt an Abstinenten sind.

Zeitgeschichtchen.

— **Wo man am teuersten lebt.** Fast in allen Ländern, fast in allen Sprachen hört man den Ruf: „Das Leben wird immer teurer. Fast überall haben die Preise der notwendigsten Lebensmittel sich um das Drei- und Vierfache verteuert. Nach dem „Gaulois“ lebt man am billigsten in Belgien, Spanien und Italien, Luxemburg, Portugal, der Schweiz und in Frankreich. Schon etwas teurer ist das Leben in Deutschland, Dänemark Montenegro, Norwegen, Schweden. Zur dritten Teuerungszone gehören Österreich-Ungarn, England, Griechenland, Marokko, Holland, Rumänien, Serbien, Türkei. Die vierte besteht aus Ägypten, Persien, Rußland, die fünfte aus Australien, China, Korea, Indien, Japan, Siam, und die sechste umfaßt Afrika, die Antillen und den amerikanischen Kontinent. Das teuerste Land der zweiten Zone ist Schweden. In Stockholm, wo sich alle Grundstücke in der Hand eines Syndikats befinden, gibt es die höchsten Wohnungsmieten von ganz Europa. Aber das teuerste Land der ganzen Welt ist für den Europäer das kleine Transvaal. Hier gilt das Pfund Sterling (24 K) als die Münze, mit der man alles bezahlt.

— **Ein teures Glas Wasser.** Um die Zeit des Frühlings, zur Zeit der Eisschmelze, ist der russische Kaiser genötigt, ein Glas Wasser zu trinken, das er sehr teuer bezahlen muß. Sobald im Frühjahr Tauwind eintritt und der Eisgang auf der Newa beginnt, wird dieses Ereignis in St. Petersburg festlich gefeiert, die Artillerie schießt Salut und der Stadtkommandant begibt sich, es ist Tag oder Nacht, mit seinem ganzen Stabe zum Zaren, der durch die Kanonenschüsse schon benachrichtigt, ihn mit seinem militärischen Gefolge erwartet. Der Kommandant hält in der Hand ein Glas mit frisch aus der Newa geschöpftem Wasser, überreicht es dem Zaren und meldet: „Majestät, der Winter ist zu Ende, die Newa ist eisfrei.“ Der Zar nimmt das Glas, trinkt es aus und reicht es dann dem Überbringer mit Gold gefüllt zurück. Nun wuchs in früheren Zeiten das Trinkglas von Jahr zu Jahr bis zur Humpengröße, und der

Selbstherrscher mußte eine immer größere Menge von Newa-Wasser trinken und immer mehr Gold spenden. Deshalb wurde endlich festgelegt, daß nur noch 200 Dukaten gezahlt würden. Seitdem hat das Glas wieder normale Größe und ist mit 200 Dukaten immer noch recht anständig bezahlt.

— **Durch den Polizeihund entdeckt.** Der Lokalanzeiger in Berlin bringt folgende Nachricht. Vor einigen Wochen war aus Möckritz plötzlich der Lehrer Paul Ismer verschwunden. Die Ermittlungen ergaben, daß er zuletzt mit dem Bauer Ruhnert nach dem zwei Stunden entfernt gelegenen Orte Neuzatun zu gegangen war. Ruhnert, darüber verhört, behauptete nun, er sei mit Ismer zusammen vor diesem über einen Wiesensteg gegangen, der einen Graben überbrückt. Plötzlich sei Ismer hinter ihm verschwunden und er habe ihn nicht wiederfinden können. Diese Aussage war um so auffallender, als auch ein gründliches Absuchen des Grabens die Leiche des Vermißten nicht zutage förderte. Sieben Tage später ließ sich die Polizeibehörde den Polizeihund Bolko von Berlin kommen. Der Hund erhielt von Kleidungsstücken des Lehrers Witterung, spürte aber an dem Steg nichts auf. Dagegen spürte er nach erneuter Witterung nach der Warte, von dort über eine Grasnarbe nach einem Bühnenkopf. Von diesem sprang er endlich ins Wasser. Als man die Warte absuchte, fand man am Bühnenkopf Ismers Leiche; sie wies schwere Verletzungen und Würgemale am Hals auf. Es wurde weiter festgestellt, daß der Bauer in einen Strafprozeß verwickelt ist und mehrmals versucht hat, den Lehrer zu einer falschen Aussage zu verleiten. Ruhnert wurde darauf unter dem dringenden Verdacht, den Lehrer umgebracht zu haben, verhaftet.

— **Die eigene Tochter erschossen.** In Narbonne erschoss durch einen unglücklichen Zufall der auf Urlaub befindliche Kolonialgouverneur Martin sein eigenes Kind. Er war im Begriff, seinen Revolver zu reinigen, als seine 17jährige Tochter fröhlich auf ihn zusprang, um ihn zu umarmen. Dabei entlud sich eine noch in der Waffe befindliche Patrone und die Kugel drang dem jungen Mädchen in den Kopf. Es war sofort eine Leiche.

— **Sonntagsarbeit.** Ein Leser unserer „Volkszeitung“ schreibt uns: Ein Kastenbinder vom Trentschiner Komitat, der sich durch Lötten und Topfstricken sein Brot erwirbt, hatte die Gewohnheit, alle Sonn- und Feiertage zu arbeiten wie an einem gewöhnlichen Werktag. Trotz wiederholter Ermahnungen, dieses nicht zu tun und den Sonntag zu heiligen, ließ er von dieser üblen Gewohnheit nicht ab. Am 25. April hatte ihn der Schnapsteufel in den Klauen, er stürzte und mit gebrochenem Arme wurde er in's Krankenhaus gebracht. Nun muß er unfreiwillig von der Arbeit für längere Zeit ablassen.

Der Maien-Königin.

Maienblüten, Frühlingsgaben,
Die sich auf des Herrn Geheiß
Neu dem Licht erschlossen haben,
Sammle ich mit em'gem Fleiß.

Ihr, der Gottesmutter, weihe,
Was dich, Frühling, lieblich macht,

Meine Mutter hat es mich gelehrt.

Es war zur Zeit der Christenverfolgung, die in Antiochien ausgebrochen war. Vor dem Statthalter stand der Diakon Romanus, der, ob schon erst gefoltert, standhaft seinen Glauben bekannte. Der Statthalter befahl, ihm die Zunge auszuschnneiden. Gelassen hörte Romanus die

Weisheit des Kindes ans Tageslicht zu bringen." — Im Vertrauen auf Gott stellte Romanus die Frage an das Kind: „Lieber Sohn, sage uns, was ist vernünftiger: nur Christus und ihm den ewigen Vater anzubeten, oder tausenderlei Götter in verschiedenen Gestalten und Figuren zu verehren?“ Barula, so hieß das Kind, antwortete lächelnd und ohne sich zu besinnen: „Gott kann nur Einer sein. Da Christus Gott ist, so ist er der wahre Gott. An viele Götter glauben selbst die Kinder nicht mehr.“ Der Statthalter geriet über diese Worte in Wut. „Von wem hast Du denn diese Reden gelernt?“ fuhr er das Kind an. Und Barula gab die schöne Antwort: „Meine Mutter hat sie mich gelehrt.“ „So soll denn die Mutter kommen und zur Strafe dafür die Todesqual ihres Kindes mit ansehen!“ befahl der Unmensch darauf. Diese kam und sah, wie jämmerlich Barula mit Ruten geschlagen wurde; alle Anwesenden weinten aus Mitleid mit dem Kinde, sie aber stand gleich der Gottesmutter unterm Kreuze heldenmütig ohne Tränen und sprach dem Kinde Mut und Trost zu. Und als der Knabe wegen des Durstes zu trinken verlangte, sagte sie: „Liebes Kind, denk an Jesum, deinen Heiland, wie er am Kreuze die schrecklichsten Qualen aushielt und Durst litt.“ Das Kind schwieg, lächelte selig und litt. Der Statthalter gebot das Kind zu enthaupten. Die Mutter trug den entkräfteten Knaben selbst zur Richtstätte. „Lebe wohl“, jagte sie, „denk an mich, mein süßes Kind, im Reiche Jesu Christi. Bald wirst Du nun aus meinem Kinde mein Beschützer werden.“ Mit ausgebreitetem Mantel fing sie das blutende Haupt ihres Kindes auf, küßte es und trug es nachhause.



Die Maien-Königin.

Ihrem Heiligtume leihe
Sekt die Fülle deiner Pracht.
Jede Blüte möge blühen
Für die Himmelskönigin,
Was da liebet, soll erglühen
Treu für sie mit frommem Sinn!
Marg. M i r b a c h.

jes unmenschliche Gebot und sprach: „Zwingst Du mich zu schweigen, so werden statt meiner unmiündige Kinder die Wahrheit verkünden.“ Der Statthalter ließ einen dreijährigen Knaben herbeiführen, stellte ihn dem Romanus vor und gebot diesem spottend: „Versuche es nun, die

Den Hals abge schnitten.

Es sind schon mehrere Jahre her, da ereignete sich in Chicago in einer Fabrik ein eigenartiger Unglücksfall. Unter mehreren Arbeitern entspann sich ein Gespräch über Deutschland, die Pfaffen, Bismarck usw., und als alle recht eifrig im Gespräch waren, sagte einer der Arbeiter, N. mit Namen, der an einem Elevator zu arbeiten hatte: „Wenn ich mich noch einmal nach Deutschland wünschte, so wäre es gerade jetzt; denn da würde ich dem Bismarck helfen, den Pfaffen die Hälse abzuschneiden!“ — Der arme Tropf! Es kam ganz anders. Es war kaum eine halbe Stunde später, da ging N. hin und schaute aus einer Öffnung nach dem heruntergehenden Elevator, und während er seinen Kopf über ein Brett streckt und herunter-

sieht, da kommt von oben ein anderer schwer mit Eisen beladener Elevator, gleich dem Messer einer Guillotine, und schneidet ihm fast den ganzen Kopf vom Kumpfe und er, der noch eine halbe Stunde vorher den Pfaffen die Hälse abschneiden wollte, lag da in seinem Blute mit abgeschnittenem Halse, als eine schreckliche Leiche und als ein Beispiel, worin sich alle Pfaffenfresser spiegeln können.

Die Feste auf dem Marienberg in Würzburg.

Ein Wahrzeichen der Stadt des Weines und des Glockenklanges Würzburg am Main ist die Festung auf dem Marienberge. Ihre Geschichte reicht, wie älteste Teile nachweisen, bis ins 8. Jahrhundert zurück. Im Jahre 704 wird sie das erstemal erwähnt, im Laufe der Jahrhunderte wurde die Feste ganz bedeutend erweitert und sie gewann mit der Zeit eine derartige Bedeutung, daß derjenige Herr und Gebieter über die ganze Stadt Würzburg war, der die Festung auf dem Marienberge innehatte. Die Festung hat eine reichbelebte u. wechselvolle Vergangenheit hinter sich, wie wohl nur wenige Stätten des Frankenlandes. Neunmal hatte sie im Laufe der Jahrhunderte die Bedrängnisse und Belagerungen von Feinden auszuhalten, woran alte Wappen, Bilder, Mauern und Türme und vieles andere noch erinnern. Auch die Schrecknisse des 30-jährigen Krieges mußte die Festung mitmachen. Lange Zeit war sie den Stürmen u. Bedrängnissen der Schweden widerstanden, wurde aber doch am 18. Oktober 1632 von den feindlichen Scharen erobert und mußte sodann dem Schwedenanführer Gustav Adolf Wohnung bieten. Allerdings war sie nur 3 Jahre in den Händen der Schweden, denn schon 1635 mußten sie die Festung wieder abtreten. Die Festung ist ein altes geschichtliches Denkmal deutschen Heldensinnes und birgt viele Erinnerungen aus vergangenen Tagen.

Nur hoch hinaus.

„Die Kinder sollen was besseres werden!“ hört man wiederholt und oft ausrufen und mit diesem „hoch hinaus“ erzeigt man den Söhnen in der Regel nichts Gutes. Sehr lehrreich ist folgendes Geschichtchen. Ein Schuster hatte einen Sohn. „Der Junge muß mehr werden als ich!“ rief der stolze Vater und brachte ihm beim Gerichte als Bogenschreiber an. Im Laufe

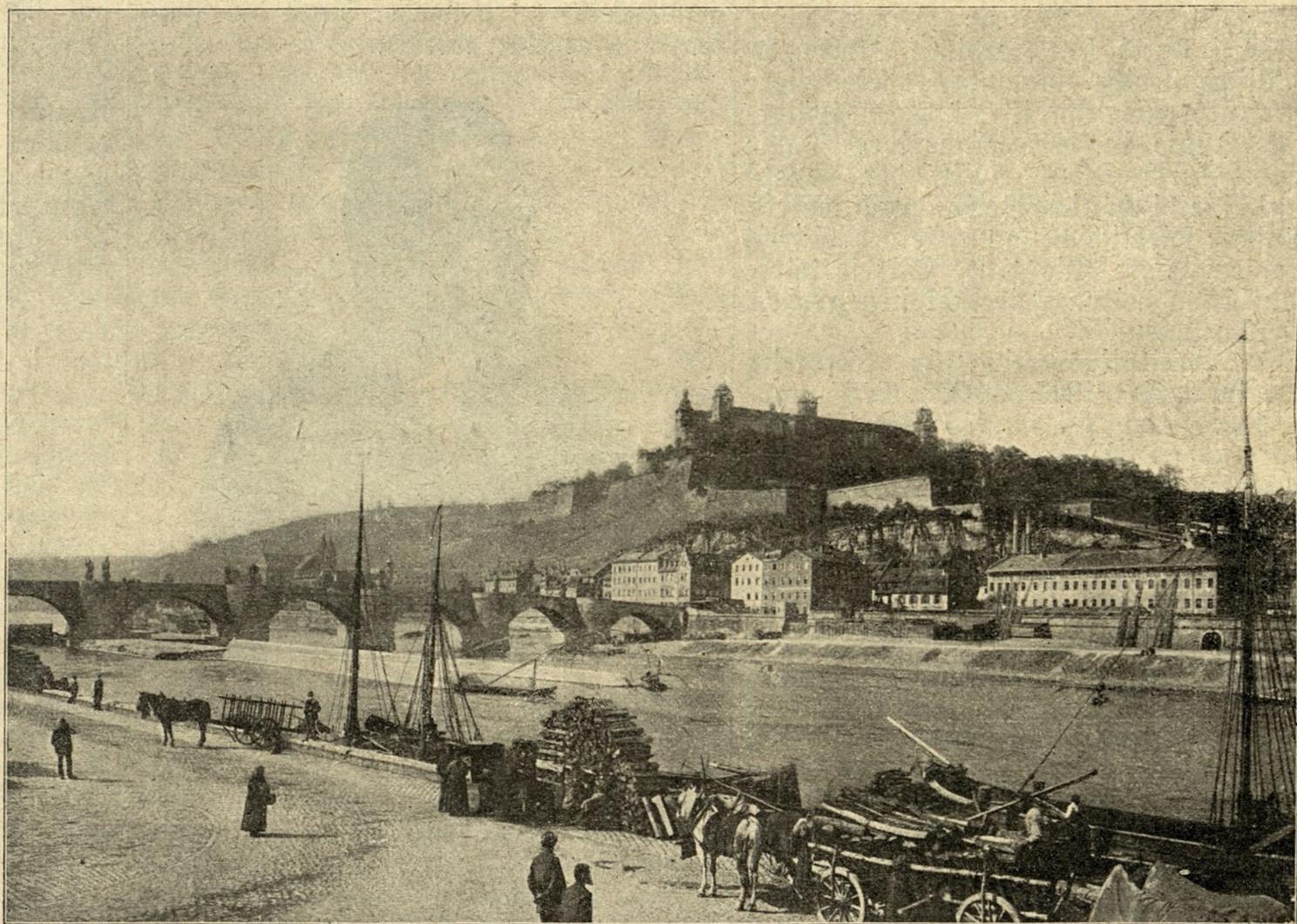
der Jahre avancierte der fleißige Beamte zum Kanzleirat. Der Kanzleirat, der wiederum einen Sohn hatte, tat denselben Ausruf wie sein Vater und ließ den Jungen Jura studieren. Nach Ablauf der üblichen Zeit wurde letzterer Gerichtsrat.

Der Gerichtsrat, der selber nur ein knap-pes Durchkommen hatte, ließ seinen Sohn Offizier werden. Der Offizier heiratete eine wohlhabende Frau und ließ dann seinen Sohn natürlicherweise bei der Kavallerie eintreten. Der spätere Garde-Kavallerie-Offizier verbrauchte mehr Geld, als der Papa ihm geben konnte, machte Schulden, ruinierte seinen Vater, wurde geschwenkt, entfloh nach Amerika und fristete sein Leben als Tagelöhner. Der Tagelöhner lebte viele Jahre hindurch in den kümmerlichsten Verhältnissen, und betrachtete es schließlich als ein großes

vernichtet und das Geschehene ließ sich nicht ungeschehen machen. Als der König die Angst des Sekretärs sah, sagte er ganz gelassen zu ihm: „Dem Unglück kann abgeholfen werden; da ist noch ein Bogen Papier.“ Er setzte sich abermals u. schrieb bis zum frühen Morgen den Brief zum zweiten Male ohne seinem Sekretär ein böses Wort zu sagen.

Eitelkeit macht grausam.

Eliabeth Bathory, die Gemahlin des ungarischen Grafen Radasdi, die zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte, glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß das warme Blut, das ihr bei Mißhandlung eines ihrer Dienstmädchen ins Gesicht gespritzt war, ihre Haut weißer u. zarter gemacht habe. Die Eitelkeit gab ihr nun den teuflischen Gedanken ein, sich öf-



Die Feste auf dem Marienberg in Würzburg.

Glück, daß er seinen Sohn ohne jedes Entgelt als Lehrling bei einem — Schuster anbrachte.

Das tut nicht jeder.

König Philipp II. von Spanien hatte einst bis tief in die Nacht hinein einen langen Brief an den Papst geschrieben; damals ging die Schreiberei noch nicht so flott wie heutzutage. Als er denselben beendete, gab er ihn seinem Sekretär, damit er ihn zusammenfalte und siegle. Der schlaftrunkene Diener ergriff aber statt des Falzbeines das Lintengefäß und übergieß den Brief mit Linte. Bitternd an allen Gliedern stand der Arme da und wußte kein Wort hervorzubringen. Die Arbeit von mehreren Stunden war eben

ter in warmem Menschenblute zu baden. Die grausame Frau ließ nun nach u. nach 650 Mädchen ermorden und badete sich in dem warmen, dampfenden Blute derselben, bis die Gräueltaten an den Tag kamen. Der Palatin von Ungarn untersuchte die Sache selbst und fand sie bestätigt. Das Gericht verurteilte die beiden Kammerfrauen, welche die Opfer ermordet hatten, zum Feuertode, nachdem ihnen vorher die rechte Hand abgeschlagen worden war. Der Zwerg und Hofnarr, der um die Verbrechen wußte, wurde enthauptet. Die Gräfin selbst wurde zu enger Haft verurteilt, wo sie nach drei Jahren starb.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Der hl. Vater hat für das berühmte, seiner Kostbarkeit beraubte Marienbild in Tschestochau (Russisch-Polen) eine mit Edelsteinen besetzte goldene Krone geschenkt, die nun eingetroffen ist. — Im Juni wird der Papst 7 oder 8 neue Kardinäle, darunter auch den bisherigen Nuntius von Wien, Granito di Belmonte, sowie die Erzbischöfe von Paris, London u. Lissabon ernennen. — Am 24. April empfangen der hl. Vater 800 reichsdeutsche Pilger, die vom hl. Lande zurückkehrten, wo sie der feierlichen Einweihung der Marienkirche auf Sion in Jerusalem beigewohnt hatten. Der Papst sprach dem Deutschen Kaiser und den deutschen Katholiken den Dank für ihre Mithilfe bei diesem Baue aus.

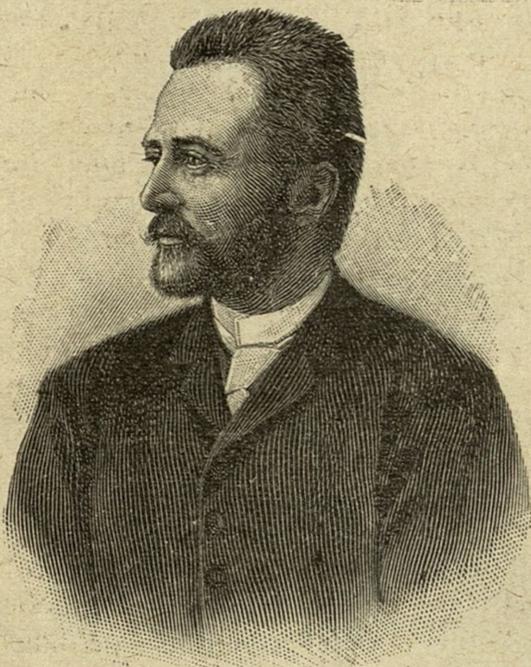
Der neue Bischof von Leitmeritz, Josef Groß, wird am 22. Mai im St. Veitsdome zu Prag durch den Kardinal Skrbensky die Bischofsweihe empfangen. Die feierliche Inthronisation ist 14 Tage später, am 5. Juni, in der Leitmeritzer Domkirche. Durch erstere erhält der neuernannte die bischöfliche Weihe, durch letztere nimmt er feierlich Besitz von seiner Würde u. seinem Amte. Die ganze Diözese dürfte an diesen beiden Feierlichkeiten großen Anteil nehmen.

Der Bonifatiusverein für Österreich hatte im Jahre 1907 314.000 K Einnahme. 1908 schon 337.000 K, also eine Zunahme um 23.000 K, und 1909 stiegen die Einnahmen auf 385.000 K, d. i. um 47.000 K mehr als im Vorjahre. Diese Fortschritte trotz der maßlosen und ununterbrochenen Angriffe gegen die Kirche u. Priester sind bewundernswert. Gottes Segen ruht sichtlich auf dem Werke des Bonifatiusvereines, der sich hauptsächlich die religiöse Aufklärung der Volksmassen und die Errichtung von Kirchen zum Ziele gesetzt hat. Eine wahrhaft moderne echt apostolische Arbeit für die religiöse Not unserer Tage. Davon wurden 186.790 K für die Bonifatiusblätter und 93.408 K für Kirchen- und 13.476 K für Pfarrhausbauten verwendet.

Oesterreich-Ungarn.

Der Reichsrat trat am 15. April wieder zu einer Tagung zusammen. Der wichtigste Gegenstand der Tagesordnung war das Budget und die damit zusammenhängende Anleihe, die von 180 auf 220 Mill. erhöht wurde, damit die sonst nötig gewordenen Rückstellungen im Budget aufgehoben werden können. Es gab lebhaftes, mitunter erregte Debatten. Der Finanzminister Bilinski gab eine genaue Berechnung über die Ausgaben, die größtenteils zu militärischen Zwecken wegen der serbischen Kriegsgefahr verwendet worden waren. Der Landesverteidigungsminister wies nach, daß ein beträchtlicher Teil dieser Summe, etwa 60 Mill. Kronen der Industrie und Arbeiterschaft wieder zugute gekommen sind. Er rechnete auch vor,

was ein Krieg an Geldkosten und Menschenleben gekostet hätte. Bei einem 6 monatlichen Kriege wären 4½ Milliarde K verbraucht worden. Geklagt wurde auch über die große Beamtenzahl, für welche nahezu 700 Mill. Kronen aufgewendet werden müssen. Die 220 Mill.-Anleihe wurde schließlich mit Mehrheit angenommen; doch wurde die Forderung erhoben, daß die Anleihe zum teil durch neue Steuern gedeckt werde und daß die Regierung eine großzügige Steuerreform veranlasse. Außer der Millionen-Anleihe wurde eine neue Dienstpragmatik für die Staatsbeamten in erster Lesung durchgenommen und dem Auschuß überwiesen; ebenso ein Dringlichkeitsantrag wegen der dalmatischen Bahnen. Die nächste Sitzung ist wegen der griechischen Ostern erst am 6. Mai. Das Herrenhaus hielt am 25. April auch eine Sitzung ab, in der die Millionen-Anleihe erledigt wurde. Die Millionen-Anleihe wird wieder durch die Postsparkasse begeben werden.



Graf Stephan Tisza, Führer der nationalen Arbeitspartei.

Zum Bürgermeister von Wien wurde am 22. April der bisherige erste Vizebürgermeister Dr. Josef Neumayer mit 129 Stimmen gewählt. Er erklärte in den Fußtapfen Dr. Luegers die Verwaltung der Gemeinde Wien fortzuführen.

Die Wiener Gemeindewahlen haben im dritten Wahlkörper den Christlichsozialen einen neuen Zuwachs an Stimmen gebracht. Sämtliche christlichsoziale Kandidaten, darunter Dr. Weiskirchner, wurden gewählt. Am 29. April wählte der 1. Wahlkörper.

Ein großer Trauerritters für Dr. Lueger beschloß am 21. April die sechswöchentliche Trauerzeit nach dem Heimgehe des großen Volksmannes und Studentenfreundes. 1200 Personen nahmen daran teil. Auch Minister Dr. Weiskirchner, Dr. Pattai und Dr. Ebenhoch waren anwesend. Letzterer hielt eine ergreifende Trauerrede.

Ein Zentralkinderheim in Wien wurde am 20. April im Beisein des Kaisers eingeweiht und eröffnet. Dieses für Findel-

finder bestimmte Kinderheim ist eine großartige und modern eingerichtete Schöpfung der Christlichsozialen, deren Kosten sich auf fast 4 Mill. Kronen belaufen. Die Anstalt fand das vollste Lob des Kaisers und wird für ähnliche Anstalten in anderen Staaten vorbildlich sein.

Für die Abbrändler in Telsö Salva (Ungarn), wo 190 Häuser abbrannten, hat der Kaiser 5000 K gespendet.

Die österr. Staatsschuld beträgt gegenwärtig 10.543 Mill. Kronen. Frankreich soll 34 Milliarden Franks Schulden haben.

Zeppelins Fahrt nach Wien wird Ende Mai erfolgen. In Salzburg oder Linz wird er auf der Hinfahrt eine Zwischenlandung vollführen. Am 1. Juni soll er in Wien eintreffen und seinen Flug über die Jagdausstellung nehmen. Der Zeppelin III wird den Kaiser begrüßen und ihm vorgeführt werden. Die Rückfahrt soll über Prag, durch das Elbetal nach Dresden, Chemnitz am 2. Juni erfolgen.

Der gegenwärtige Wahlrechtsstreit in Ungarn wird mit sehr großer Heftigkeit geführt. Das Volk verlangt das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht, auch der Ministerpräsident Khuen Hederbary und der Ackerbauminister stehen auf dem Standpunkte des allgemeinen Wahlrechtes. Allerdings tritt der Ministerpräsident mit zu wenig Entschiedenheit auf, wahrscheinlich getraut er sich nicht, den Quertreibereien des liberalen Grafen Stephan Tisza, der wohl der heftigste Feind des allgemeinen Wahlrechtes ist, offen entgegenzutreten. Die Bevölkerung ist darob sehr empört und sie äußerte ihren Unmut auch bereits einmal an dem Grafen Tisza, der in Debreczin mit faulen Eiern beworfen wurde; während der gewesene Minister Kristoffy, ein Freund des allgemeinen Wahlrechtes, in Arad vom Volke umjubelt wurde, zumal er auch den Willen der Krone und des Thronfolgers Franz Ferdinand, die das allgemeine Wahlrecht eingeführt wissen wollen, kundgab.

Deutschland.

Eine deutsche Luftschiffparade wurde von den drei lenkbaren Luftschiffen Parjaval II, Militärballon I und Zeppelin II am 22. April von Köln aus durch das Rheintal veranstaltet. Auf dem Landungsplatz in Homburg wurden sie vom Deutschen Kaiser und der Kaiserin erwartet und beglückwünscht. Eine vieltausendköpfige Menge schaute den Übungen der drei Luftschiffe zu. Die Ballons erlitten keinerlei Unfall während der Fahrt, deren Geschwindigkeit 60 Kilometer in der Stunde betrug. Am 24. April hatte das Luftschiff Zeppelin II einen schweren Kampf mit dem Sturme zu bestehen, gegen den das Luftschiff vergeblich ankämpfte. Infolge eines starken Windstoßes am 25. April rissen die Seile und die Soldaten, welche das Luftschiff hielten, wurden mehrere Meter hoch in die Luft gehoben. Ein noch heftigerer Windstoß warf die Soldaten um und trieb das Luft-

schiff fort, das an einem Felsvorsprunge hängen blieb, wobei es völlig zerstört wurde.

Die Bauarbeiter-Ausperrung ist in Berlin beendet durch einen Schiedsspruch des Berliner Gewerbegerichtes, mit dem sich die drei Zentral-Verbände der Maurer, Zimmerer u. baugewerblichen Hilfsarbeiter, sowie der christliche Bauarbeiterverband einverstanden erklärt haben. Damit ist der Friede bis zum 1. April 1913 gewährleistet.

Frankreich.

Die französischen Kammerwahlen wurden am 24. April vollzogen. Um die 600 Abgeordnetenmandate hatten sich 2678 Kandidaten beworben. Das Ergebnis ändert an der brutalen Freimaurerherrschaft nichts. Gewählt wurden 57 Republikaner, 154 Radikale und Sozialradikale, 10 unabhängige Sozialisten, 28 geeinigte Sozialisten, 43 Fortschrittler, 12 Nationalisten u. 53 Konservative. 231 Stichwahlen sind erforderlich. Immerhin haben die Katholiken manche nicht erwartete Erfolge erzielt.

Belgien.

Die Weltausstellung in Brüssel wurde am 23. April in Anwesenheit des Königs-paares eröffnet. König Albert bezeichnete die Weltausstellung als ein allgemeines Friedenswerk. Der Besuch ist noch sehr schwach.

Italien.

Das italienische Königspaar begibt sich demnächst auf Reisen u. zw. nach Montenegro, um an den Jubiläumsfeierlichkeiten zu Ehren des Fürsten Nikita, des Vaters der italienischen Königin, teilzunehmen. Hierauf soll eine Reise nach Konstantinopel geplant sein.

Balkanstaaten.

Aufbruch in Albanien. Blutige Kämpfe gab es letzter Tage in Albanien, wo ein fast allgemeiner Aufstand herrscht. Die türkische Regierung hat große Truppenmassen aufgebieten, um den Aufstand zu unterdrücken. Die Albanesen wurden zurückgedrängt. Auch des Aufstandes in Arabien ist die türkische Regierung noch nicht Herr geworden.

Asien

Eine neue Christenverfolgung ist in der persischen Provinz Uremia ausgebrochen. Kurden verüben nächtliche Überfälle, plündern die christlichen Dörfer, entführen die Frauen u. zwingen sie, den Islam anzunehmen. Ein Einschreiten Rußlands und Englands wird erwartet.

Halte das Herz warm.

Spekulieren laß und Grübeln:
Halte nur das Herz dir warm!
Ach! die Welt ist reich an Übeln,
Doch an Liebe bettelarm.

Alles Wissen und Erkennen
Bringt der Menschheit nicht Gewinn,
Wenn der Liebe Flammen brennen
Nicht die Selbstsucht aus dem Sinn.

Mittel nur sei alles Lernen,
Menschenglied sein höchstes Ziel!
Will's vom Leben sich entfernen,
Wird es ein gefährlich Spiel.

Zeitgeschichtchen.

— **Ein sonderbares Ehehindernis.** Weil sie keine rechten Papiere hatte, konnte die Trauung nicht stattfinden; das kommt auch hin und wieder anderwärts vor, aber im vorliegenden Falle war die Sache anders. Ein junges Mädchen in Friedrichsstadt, das demnächst heiraten wollte, hat zu ihrem Kummer Erfahrung machen müssen, daß der Eintritt in den Ehestand keineswegs eine so einfache Sache ist, wie sie es sich gedacht. Es ging ihr wie den Pomuchelkoppischen Tagelöhnern; sie hatte „keine Poppieren nich“. Und das kam so: Als ihr Vater, wie er meinte, mit allen Papieren wohl versehen, die Anmeldung auf dem Standesamte besorgen wollte, wurde ihm dort zu seiner Überraschung klipp und klar bewiesen, er sei gar nicht der Vater des Mädchens, sondern ihr — Großvater! Alle seine Proteste, sowie der Hinweis darauf, daß der Großvater des Mädchens bei ihrer Geburt schon jahrelang verstorben gewesen, halfen nichts, denn die Akten müssen es besser wissen. „Was schrewen is, is schrewen!“ Das Aufgebot mußte unterbleiben, und die junge Ehe-kandidatin muß sich in Geduld bescheiden, bis nach wochenlangen Verhandlungen zwischen Friedrichsstadt und der Schleswiger Regierung der Fehler in den Akten korrigiert werden wird.

— **Feuer im Tanzsaal.** Aus Ungarn wird schon wieder die Brandkatastrophe eines Tanzsaales gemeldet, wobei 400 Personen in Lebensgefahr geschwebt haben. In Trszna im Komitat Arva (Nordungarn) arrangierte der Direktor einer Privatschule eine mit einer Theater-vorstellung verbundene Tanzunterhaltung. Etwa 400 Personen waren erschienen, darunter 50 Kinder unter 12 Jahren. Plötzlich verlagte die Azetylenbeleuchtung und es mußten Kerzen aufgestellt werden. Unter den Anwesenden befand sich auch der Stuhlrichter Desider Mesko, der angeblich total betrunken war und auf die Idee kam: „Es wäre schön, einen Brand zu sehen.“ Er näherte sich mit einer brennenden Kerze den Papierkulissen, und in wenigen Augenblicken stand der ganze Saal in Flammen. Eine schreckliche Panik brach aus, und alles stürmte dem einzigen Ausgange zu. Es kam dabei zu einem wahren Kampfe auf Tod und Leben, und es ist ein wahres Wunder, daß es nicht zu einer ähnlichen Katastrophe kam, wie in Öförito. Glücklicherweise gab es keinen Toten und nur zahlreiche Verletzte. Gegen den Stuhlrichter wurde Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet.

— **Eine niedliche Zollgeschichte,** welche die freundlichen Gefühle des amtlichen Frankreichs gegenüber Belgien mindestens ebenso beleuchtet, wie der Plan einer be-

sonderen Besteuerung belgischer Arbeiter, die in Frankreich ihr Brot zu verdienen versuchen, beschäftigte kürzlich auf einige Minuten die belgische Kammer. Der Eisenbahnminister gab nämlich die amtliche Darstellung eines Zollzwischenfalles, wegen dessen eine Anfrage aus der Mitte des Hauses an ihn gerichtet worden war. Am 15. Februar wurde beim Überschreiten der belgisch-französischen Grenze auf der direkten Linie Brüssel-Paris der Lokomotivführer eines belgischen Zuges im Besitze von drei Duzend Schachteln Streichhölzer befunden, die in Belgien einen Handelswert von 30 Zentimen gleich 24 Pfennig haben, in Frankreich allerdings wegen der darauf lastenden Monopolsteuer einen Wert von drei Franken 60 Zentimes darstellen. Der Mann wurde festgenommen und mit ihm wurde die dem belgischen Staate gehörige Lokomotive beschlagnahmt, weil sie zum Transport der gleichfalls beschlagnahmten 30 Schachteln Schmuggelware gedient hatte. Erst nach Erlebung der Summe von 685 Franken für Zoll und Strafe wurden der Lokomotivführer und die Lokomotive wieder freigegeben und letztere durch eine französische Lokomotive auf Kosten des belgischen Staates wieder auf belgisches Gebiet geschleppt, nachdem sie amtlich von der belgischen Regierung reklamiert worden war.

— **Die Opiumsuche in Amerika.** Nach neueren Nachrichten greift die Verbreitung des Opiums in Amerika ständig um sich. So sollen nach einer neuen Statistik in Newyork bereits über 5000 Weiße dem Opiumgenusse fröhnen. Trotz der strengsten Maßregeln der amerikanischen Regierung vermehren sich die Opiumkneipen sehr schnell. Ganz besonders reizvoll scheint das Gift für die amerikanischen Frauen zu sein; denn in jeder Opiumhöhle findet man zahlreiche Amerikanerinnen und Ir-länderinnen gemeinsam mit den Chinesen rauchend. Wo der gelbe Mann hinkommt, wird auch das Opium heimisch. Auch aus Südamerika kommen die erschreckendsten Meldungen von dem ständigen Steigen des Opiumverbrauches.

— **Seltene Dankbarkeit.** Aus Berlin wird folgendes berichtet: Vor 15 Jahren ariet in Augsburg ein Ingenieur in Stellenlosigkeit und harte Not. Seine Frau beschloß nach Berlin zu gehen, um sich hier als Buchhalterin ihr Brot zu suchen, er ging nach Amerika. Ein Augsburger Bekannter borgte der Frau 15 Mark. Dieser Tage nun bekam er eine kleine Mappe zugesandt mit einem Begleitschreiben, in dem die Frau mitteilte, daß es ihnen durch Fleiß und Sparsamkeit gelungen sei, sich wieder hochzuarbeiten, daß ihr Mann zur Zeit einen gut bezahlten Posten bekleide, und daß sie durch Glückszufall auch geerbt hätten. Der freundliche Helfer mögen den Inhalt der Mappe als Zeichen der Dankbarkeit annehmen. In der Mappe befanden sich 15 Hundertmarkscheine.

Missionswesen.

Eine christliche Herrscherfamilie in Afrika.

Einen geradezu rührenden Eifer an dem kathol. Befehrungswerke in der afrikanischen Missionsstation Tanganika legt die schwarze Klosterfrau und Sultanstochter Schwester Adolfsina Unda, die zurzeit Oberin in einer kleinen Schwesterngemeinschaft in der Peter-Claver-Mission von Simba ist, an den Tag. Ihr apostolischer Eifer erstreckt sich über eine zahlreiche Bevölkerung.

Sie begnügt sich nicht damit, im Verein mit den andern vier einheimischen Schwestern täglich 112 Mädchen im Katechismus und in Profanfächern zu unterrichten und ihren Eifer auf die zahlreichen Frauen und Mädchen der umliegenden Ortschaften auszudehnen, sondern sie fühlt auch den apostolischen Drang, als Missionärin in ferne und vom Christentum noch unberührte Gegenden zu ziehen. „Ich wollte“, schreibt sie an den Apost. Vikar, „ich könnte wie der hl. Apostel Paulus die Länder durchheilen und allenthalben das Evangelium verkünden. Wenn Sie, hochwürdig. Herr, es mir gestatten, gehe ich während der Trockenzeit mit einer meiner Schwestern zu den Wanyika, diesen Wilden, die in den Schlupfwinkeln der Gebirge wohnen und sich beim Nahen der Missionäre verstecken. Vielleicht fliehen sie vor uns nicht. Doch werde ich ohne Ihre Erlaubnis nichts unternehmen, denn es ist weit, und Sie haben mir verboten, mehrere Tage vom Hause wegzubleiben.“

Den Seelenadel dieser von Gott ausgewählten Seele kennzeichnet auch folgender Zug. Adolfsina hatte ihre jüngste leibliche Schwester Augustina Ngalu bei den Missionschwestern in Karema zurückgelassen. Auch sie gedenkt, sich später den einheimischen Nonnen beizugesellen und am Seelenheile ihres Volkes zu arbeiten. Die beiden Schwestern hängen mit inniger, aber vergeistigter Liebe aneinander. „Ich habe mein Augustinchen sehr gerne“, schrieb neulich Schwester Adolfsina an den Apostol. Vikar, „und ich weiß es, ich würde mich über ihren Tod betrüben. Nichtsdestoweniger bitte ich Gott, er möge sie lieber jetzt, da sie noch brav ist, zu sich rufen, als daß er zuließe, daß sie in eine Sünde falle.“ Um den Eindruck zu beobachten, den diese Worte auf Augustina machten, las ihr der Bischof die betreffende Stelle des Briefes vor. Augustina entgegnete jedoch mit zufriedener Lächeln: „So ist's recht; so soll sie mich lieben.“

Auch der Bruder der beiden Schwestern, Sultan Kiratu, hat sich nunmehr vollständig dem Christentume angeschlossen. Nachdem er krankheits halber ein ganzes Jahr an der Küste unter der Behandlung europäischer Ärzte geweilt, konnte er geheilt in sein Sultanat zurückkehren. Während seines Aufenthaltes in der Fremde hatte er nach seiner eigenen Aussage die beständige Sorge, er möchte ohne vorherigen Empfang der Taufe sterben. Stets suchte

er Umgang mit den katholischen Missionären. Nach seiner Heimkehr bereitete er sich mit außerordentlichem Eifer auf die Taufe vor. Er entließ seine Nebenfrauen und erstattete, um vollständig frei zu sein, die Brautsumme deren Eltern. Mit seiner einzigen Frau Nika aber bewohnt er ein außerhalb des Dorfes erbautes Haus und gestattet nur jenen, welche ernsthafte Neigung zur Annahme des Christentums bewiesen, sich in der Nähe seiner Residenz anzusiedeln. Den Großen seines Sultanats, die ihn zum Festhalten bewegen wollten, entgegnete er entschieden: „Ich habe mit alledem gebrochen; das Gesetz Christi soll fürderhin mein einziges Gesetz sein. Nur jene werde ich als meine wahren Untertanen und treuen Freunde anerkennen, die mir im Christentume folgen.“

Für zwei wichtige Ortschaften verlangt Kiratu Katechisten und sucht auch in den Missionen von Muazye, Simba und Mpimbue, deren Häuptlinge ihm unterstehen, seinen Einfluß zur Einführung des Christentums geltend zu machen. Da der Sultan sein Katechumenat vollendet hatte und so hervorragende Eigenschaften an den Tag legte, glaubten die Missionäre mit der Erteilung der heil. Taufe nicht länger mehr zögern zu sollen. So wurde Kiratu nebst seiner jungen Frau sowie mehreren andern Mitgliedern der regierenden Familie am 15. August feierlich getauft. Der christliche König verspricht seinem Lande ein wahrer Apostel zu werden.

Erziehungswesen.

Berufswahl.

Ja, wenn man das wüßte, dann hätte wohl alles Kopfzerbrechen über Berufswahl ein Ende! Im allgemeinen aber kann man wohl von den Berufsarten sagen:

„Jeder Stand hat seine Freuden,
Jeder Stand hat seine Last.“

Freilich, einer, der mit Lust und Liebe seinem Stande angehört, wird mehr dessen Freuden und weniger seine Last empfinden; woraus sich ergibt, daß der „beste“ Beruf, also derjenige, der am meisten Befriedigung gewährt, just eben jener ist, für welchen man die beste Eignung, körperlich sowohl als geistig, mitbringt.

Es ist eine feststehende Tatsache: Die Arbeit, zu der man gut befähigt ist, freut einen und wieder: was einen freut, das macht man gut. Also eine Art Wechselwirkung. Daraus folgt weiter, daß man es in jenem Beruf am weitesten bringen kann, für welchen man die größte Begabung und Neigung hat. Begabung und Neigung fallen aber nicht immer zusammen; präziser ausgedrückt; man hat oft für etwas Neigung, wofür man keine Begabung hat. Fast alle Jungen wollen in einem gewissen Alter Kaminfeger werden, und doch ist es höchst fraglich, ob sie auch das notwendige schwarze Talent zu die-

sem Berufe haben würden. Es gibt eben zu unterscheiden zwischen phantasievoller Schwärmerei und jenem dunklen Drange, der sich des rechten Weges wohl bewußt ist. Wenn ein Jungchen mit verzücktem Gesicht an seiner Spielgeige herumfiedelt, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß ein gottbegnadeter Musikante in ihm steckt; da müssen schon andere, stärkere Anzeichen vorhanden sein, welche von aufmerksamen Eltern bei Zeiten entdeckt werden können. Bei ausgesprochenem Talent wird dies um so leichter sein, aber auch bei nicht so stark hervortretender Befähigung zeigt sich die eine oder andere richtunggebende Eigenschaft.

Denn wenn schon Neigung ohne Begabung, so ist doch niemals Begabung ohne Neigung vorhanden. Man muß also einfach unter den Tätigkeiten, welche das Kind während der Schulzeit mit Lust und Liebe betrieb, diejenige hervorsuchen, für welche es auch das meiste Geschick hat. Manchen guten Fingerzeig können einem hiezu die Schulzeugnisse bieten, auch der Rat des Lehrers, welcher das Kind in Bezug auf seine geistigen und manuellen Kräfte hin oft genauer kennt als die Eltern, kann von Nutzen sein. Das vorletzte Wort bei der Berufswahl hat der Arzt; er muß entscheiden, ob das Kind in körperlicher Beziehung den Anforderungen des vorgeschlagenen Berufes gewachsen ist. Die letzte Entscheidung sei dem Kinde selbst überlassen. Man hüte sich vor jedem Zwange und jeder suggestiven Überredung, die schlimmen Folgen sind unausbleiblich.

Gesundheitspflege.

Sonnenbäder.

Von Dr. S. Gräf, Hamburg.

Seit einer Reihe von Jahren erfreuen sich Sonnenbäder einer zunehmenden Beliebtheit. Ohne Zweifel sind auch unter ärztlicher Leitung und Kontrolle ganz gute Erfolge mit diesem Heilfaktor erzielt worden. Nach und nach hat sich aber das Sonnenbad zu einem Sport entwickelt u. damit ist seine wohlthätige Wirkung vielfach ins Gegenteil verkehrt worden. Niemand wird die günstige Einwirkung von Licht und Luft auf den menschlichen Organismus bestreiten wollen. Wie hervorragend günstig sind z. B. die besonnten Hochgebirgstäler für Liegekranken Lungenfranker! Wie belebend wirkt der Sonnenstrahl auf den Schwachen u. Genesenden?

Sehen wir uns aber nun einmal an, wie jetzt vielfach der Laie Sonnenbäder nimmt. Ganz nackt oder nur mit Schurz oder leichtestem Gewande bekleidet, mit unbedecktem Kopfe, setzt er sich stundenlang, manchmal 4—5 Stunden, der Sonne aus. Oft wählt er dazu sogar die Zeit der stärksten Sonnenstrahlung, während der Mittagsstunden. Das soll nun gut sein, für unseren, durch die Jahrhunderte an Kleidung gewöhnten Körper! Einer legt sich dabei ständig auf den Rücken, ein anderer auf den Bauch, ein dritter auf

die Seite. Verkehrt ist dabei zunächst, daß der Kopf vielfach unbedeckt gelassen wird, setzt man sich doch dadurch mutwillig der Gefahr des Sonnenstiches aus. Zu tadeln ist ferner die übermäßig lange Dauer des Sonnenbades und dann die zu lange und einseitige Bestrahlung einzelner Körperteile.

Die Folgen solcher forzierter und falsch angewandter Sonnenbäder bleiben denn auch nicht aus. Besonders bei Nervösen finden wir recht bald eine erhebliche Zunahme aller bestehenden Beschwerden. Es tritt eine direkte Sinfälligkeit des Patienten ein. Vielen Ärzten ist die schädliche Einwirkung der direkten Sonnenstrahlen auf Nervöse wohl bekannt, und das Geheimnis einiger bekannter Sanatoriuminhaber besteht darin, daß sie ihren Patienten sofort den Sonnenschirm vordrücken. Auch auf die Herztätigkeit sind bei manchen Menschen die Sonnenbäder von recht ungünstiger Wirkung. Es sind das mitunter große, kräftige Menschen ohne organische Herzerkrankung, bei denen sich nach wiederholter direkter Sonnenbestrahlung geradezu bedrohliche Unregelmäßigkeiten der Herztätigkeit einstellen. Mir selbst sind solche Fälle aus der Praxis bekannt. Hier hilft Ruhe und Schutz vor direkten Sonnenstrahlen.

Wir sehen hier, wie ein Heilfaktor, falsch angewandt oder zum Sport geworden, direkt Gesundheitsschäden zeitigt. Mit dem eigentlichen Sonnenstich haben diese Krankheitsercheinungen nichts zu tun und doch müssen wir sie auf die Wirkungen der Sonnenstrahlen beziehen. Woher kommen nun diese Erscheinungen? Einmal daher, daß meist der Kopf unbedeckt getragen wird. Man provoziert dadurch geradezu die Gefahr des Sonnenstiches, da die direkten Sonnenstrahlen für das Rückenmark schädlich sind. Ferner ist es verkehrt, nur eine Körperstelle zu besonnen, und dann die Besonnung bis zu 4—5 Stunden (!) auszudehnen. Noch ein Punkt verdient Berücksichtigung, das ist die Mittagsstunde, die Zeit der stärksten Bestrahlung. Jedes Tier sucht den Schatten auf, der „Naturmensch“ legt sich in die pralle Sonne! Woher kommt es wohl, daß Nordseebäder wie z. B. Cuxhaven von vielen Menschen nicht vertragen werden? Hauptsächlich davon, daß diese Personen sich tagelang mit mehr oder weniger Kleidung der Sonne aussetzen. Sind die Betreffenden dann auch schön gebräunt, gesünder geworden sind sie nicht. Darum sei hier vor dem wahl- und ziellosen Gebrauch von Sonnenbädern gewarnt, man befrage vor ihrer Anwendung stets seinen Arzt.

Für Haus und Küche.

Gebratene Schweinsleber. Man schneidet die Leber in fingerdicke Stücke, läßt in einer Kasserolle 1 Löffel Schweinschmalz heiß werden, gibt 2 bis 3 Messerspitzen Zwiebel dazu, und wenn letztere gelb angelauten sind, die Leber hinein und

läßt sie schnell braten. Ist die Leber durchgebraten, so salzt man sie, vorher soll man sie nicht salzen, weil sie hart wird, gießt etwas Suppe darauf und richtet sie, nachdem der Saft kurz aufgekocht hat, gleich an. Der kurze Saft wird darüber gegossen und die Leber mit Erdäpfelschmarrn serviert.

Ribiselsauce. Ein halbeigroßes Stück Butter läßt man in einer Kasserolle zergehen und dann darin 1 Löffel voll Semmelbröseln etwas rösten; dann gießt man es mit 3 bis 4 Löffel voll weißem Wein auf und rührt 2 bis 3 Löffel voll ganze Ribiselmarmelade dazu, läßt die Sauce aufkochen und verwendet sie zu Wildbret- oder Rindfleisch.

Steirisches Schöpfernes. Ein abgelegenes Rippenstück wird in zwei fingergroße Stücke geschnitten und in einer Kasserolle, mit zwei Glas Wasser und einem Glas Essig übergossen, gesalzen, zugedeckt, halbweichgedünstet; sodann gibt man ein Stück Sellerie, gelbe Rübe, Petersilie und Zwiebel, alles nudellig geschnitten, nebst etwas Kümmel, Majoran, Lorbeerblatt und 2 bis 3 geschälte, in 4 Teile geschnittene Erdäpfel dazu, worauf alles zusammen weichgedünstet und zusammen angerichtet wird.

Biersuppe. Man setzt 1 Liter Bier zum Feuer und wenn es anfängt zu kochen, so nimmt man den Schaum mit einem Löffel rein ab. Zu gleicher Zeit macht man $\frac{1}{2}$ Liter Milch kochend, quirlt dann 1 Eßlöffel voll Mehl mit ein wenig kaltem Wasser glatt, gießt es in die kochende Milch, das heiße Bier (Lager- od. Braun-Bier) dazu, tut eine Messerspitze fein gestoßenen Ingwer, Zucker, wenig Salz und 60 g Butter hinein, läßt es bei immerwährendem Quirlen eine kleine Weile kochen und zieht die Suppe mit 1 Eidotter ab. Man gibt klein würfelig geschnittene Semmel dazu. Das Bier kann man auch mit klein geschnittener Schwarzbrottrinde und Kümmel abkochen, mit Zucker versüßen und mit Butter und einem Eidotter abziehen. So hat man eine einfache aber kräftige Suppe.

Für den Landwirt.

Zur Stallbesorgung.

Wer Rindvieh im Stall hat, der sorge dafür, daß der Stall gut gereinigt wird; das ist eine Hauptbedingung für die Gesunderhaltung und das gute Fortkommen der Tiere. Manche glauben, Spinnengeewebe müssen im Stall zu finden sein, aber gerade die Spinnengeewebe sind die richtigen Staubfänger und damit auch der Aufenthaltort für Bakterien der schädlichsten Art, sowie von Fliegen und anderen Insekten. Das gleiche gilt für alle mit Schmutzkrusten überzogenen Balkenkanten und Ecken. Tritt da nicht wenigstens zweimal im Jahre, im Frühjahr und Herbst, eine Generalreinigung und daran anschließend ein mehrfaches Weizen ein, dann wimmelt es später von Fliegen und Insekten aller Art, sowie von deren Lar-

ven im Stall, es vermehren sich die Bakterien ins Ungeheure. Darunter leidet das Wohlbefinden der Tiere und damit auch die Milchergiebigkeit. Ferner ist es unmöglich, in solchen Ställen Milch von dem Reinlichkeitsgrade zu gewinnen, wie sie für die spätere Verarbeitung in den Molkereien unbedingt nötig ist. Also den Schrubber und den Besen zur Hand und alle Wände, Pfosten, Fenster usw. fleißig und sorgfältig erst abgekehrt und zum Schluß tüchtig mehrere Male geweißt. Gebrannter Kalk ist doch so billig und überall leicht käuflich. Mit Wasser zu dünnem Brei angerührt, läßt er sich mit einem Maurerpinsel ungemein leicht von jedem auftragen. Es genügt ein- bis dreimaliges Streichen, nur muß man mit der Wiederholung so lange warten, bis der Kalk angetrocknet ist. Wer es einmal gemacht hat, der wird es gerne wieder vornehmen und seine Freude nicht nur daran haben, daß der Stall schön freundlich und sauber aussieht, sondern auch bald den Nutzen merken. Injekteneier und Larven werden auf diese Weise abgefrakt und durch den Kalkanstrich vernichtet; Fliegen, Spinnen und andere Tiere meiden bald solche Ställe, die schädlichen Bakterien verschwinden, die Stallluft wird besser, und der Kalk wirkt dazu auch desinfizierend.

Zur Vertilgung der Kleeeseide.

Der Kleeeseide, auch „Ausstand“ oder Teufelszwirn in manchen Gegenden genannt, fallen alljährlich viele hundert Töchter Kleebestände zum Opfer. Wo sich die Kleeeseide einmal eingemischt hat, ist schwer etwas anderes zu machen als den Bestand vorzeitig umzupflügen. Wenn sich die Kleeeseide nur an einigen Stellen zeigt, ist es am besten, die befallenen Stellen abzujacheln und das Häufchen Klee mit Stroh und Mist und mit Petroleum zu mengen und an Ort und Stelle zu verbrennen. Die Stelle wird dann in einem viel größeren Umfange umgegraben und recht kräftig mit Mische und Kompost gedüngt. Man hat allenthalben die Beobachtung gemacht, daß Kleebestände, die recht kräftig gedüngt sind, die Schmarotzerpflanzen aller Art nicht leicht aufkommen lassen. Das ist auch auf den Wiesen der Fall, wo sich die Kleeeseide ebenfalls leicht einnistet kann. Wiesen, die kräftig mit Thomasmehl und Kainit gedüngt sind, lassen ebenso wenig die Kleeeseide aufkommen wie die übrigen schlechten Wiesenunkräuter, wie Moose, Schilf usw. Sollte die Wiese auf der ganzen Fläche mit Kleeeseide überwuchert sein, dann bleibt wohl nichts anderes übrig, als die Neuanlage der Wiese durch Umbruch derselben. Man läßt auf dem Umbruch einen zweijährigen Hackfruchtbau folgen, wodurch der Boden rein vom Unkraut wird. Durch eine kräftige Kaliphosphatdüngung bewirkt man dann, daß die guten Wiesengräser und die Klee- und wickenartigen Futterkräuter sich auf die Dauer behaupten können. Die Kleeeseide ist von den Kleeefeldern und von den Wiesen schwer wegzubringen, wenn man seidehaltigen Klee oder seidenhalti-

ges Wiesen gras verfüttert. Die im Futter enthaltenen Seidesamen werden nämlich von dem Vieh nicht verdaut, kommen also mit dem Dünger immer wieder auf die Wiesen. Seidehaltige Stellen auf den Wiesen und Kleefeldern sollen daher stets abgemäht werden, bevor die Kleeblüte in Blüte oder gar zur Samenreife kommt.

Gemeinnütziges.

Harter Kitt für eiserne Öfen. 4—5 Teile trocken gepulverter Lehm werden mit 2 Teilen feinsten rostfreien Eisenfeilspänen, 1 Teil Braunstein, $\frac{1}{2}$ Teil Kochsalz und $\frac{1}{2}$ Teil Borax gemischt und diese möglichst fein gepulverte und innig gemengte Masse mit Wasser zu einem dicken Brei angerührt. Der Kitt muß schnell verbraucht werden; man läßt die damit verstrichenen Stellen erst langsam bei steigender Wärme trocknen; dann erhitzt man sie bis zur beginnenden Weißglut. Der so behandelte Kitt ist sehr hart und widerstandsfähig.

Flecke aus Seidenstoffen. Aus Seidenstoffen mit sehr empfindlichen Farben werden Kaffee- und Milchflecke dadurch weggebracht, daß man sie mit einer Lösung von 5 Teilen Glycerin, 5 Teilen Wasser und einem Viertelteil Salmiak überstreicht, diese Reinigungsmasse 6 bis 8 Stunden darin läßt, dann die Stelle mit einem reinen Tuche abreibt, hierauf klares Wasser zum Abreiben verwendet und den Stoff zwischen reinen Tüchern preßt. Nach dem Trocknen gibt man durch vorsichtiges Auftragen von sehr verdünntem, gereinigtem Gummi arabicum den alten Glanz wieder. Erscheint bei einer Probe die Farbe verblaßt, so läßt man den Salmiak weg.

Waischwämme aufzuweichen. Man legt die harten Schwämme 24 Stunden in Regenwasser, wäscht sie dann gut aus und legt sie dann ebensolang in Wasser, das auf 1 Liter 5 Gramm Soda oder Salzsäure enthält. Sie müssen dann öfters ausgewaschen werden. Gebrauchte Schwämme reinigt man mit Sodawasser.

Zur Zahnpflege. Werden die Zähne nicht peinlich sauber gehalten, so bildet sich von den Speiseresten, Süßigkeiten oder Säuren ein fester Ansaß, Wurmstein oder Zahnstein genannt; so wie der Rost das Eisen, so greift der Wurmstein die Zähne an. Es sollen deshalb die Zähne regelmäßig und zwar täglich gereinigt werden.

Buntes Allerlei.

Zu ähnlich.

Mark Twain erhielt fortwährend Photographien von Leuten zugesendet, weil diese ihm ähnlich sehen wollten, und einmal ließ er einem derartigen Spender die klassische Antwort zuteil werden: „Ihre Photographie sieht mir wirklich ähnlicher als ich mir selbst, und ich habe mir sie deshalb einrahmen lassen, um sie anstatt eines Spiegels beim Rasieren zu gebrauchen.“

Bescheiden.

Auf dem Bahnhof in der Nähe des Billetschalters sagte eine Dame zu ihrer Zofe, indem sie ihr Geld gab: „So! und nun holen Sie zwei Billets nach Stuttgart, eins zweiter und eins dritter Klasse.“ — Zofe: „O bitte Madame, wenn Sie dritter Klasse fahren, dann brauchen Sie für mich keines zweiter zu nehmen, dann fahre ich ruhig da, wo Sie fahren.“

Auf die Beine gekommen.

Ein Reisender, der in Amerika in einem Wirtshause einkehrte, wurde gefragt, wie es mit den Kaufleuten in New-York stehe. „Ach,“ antwortete der Reisende, „viele sind wieder auf die Beine gekommen.“ „Wie so?“ fragte man weiter, „gehen die Geschäfte wieder besser?“ „Das eben nicht, ich meine bloß, viele von denen, die sonst Pferde und Wagen hielten, müssen jetzt wieder zu Fuß gehen.“

Glaubwürdig.

Ein Arzt wurde des Nachts wegen eines geringfügigen Unwohlseins zu einer Patientin gerufen. Dieselbe empfing ihn mit den Worten: „Daß Sie noch so spät kommen, Herr Doktor, das rechne ich Ihnen hoch an!“ — Der Herr Doktor erwiderte ganz ruhig: „Ich Ihnen auch, meine Gnädige.“

Aus der Schule.

In der oberen Klasse einer Schule dauert der Kursus für Weltgeschichte zwei Jahre. Da nun halbjährlich Schüler aus unteren Klassen in die obere versetzt werden, so ist es natürlich, daß diese Neulinge Fragen aus den ersten Perioden der Weltgeschichte nicht beantworten können. Einmal nun kann ein Knabe auf eine Wiederholungsfrage aus der phönizischen Geschichte keine Antwort geben. „Warum weißt Du das nicht?“ fragt der Lehrer. „Ja, ich bin erst seit Christi Geburt hier in der Klasse; der seit Erschaffung der Welt da ist, das ist mein Bruder.“

Moltke im Schilderhaus.

Das „Deutsch. Reichsblatt“ erzählt ein Vorkommnis aus Moltkes Leben. Der General war im Jahre 1868 an einem schönen Sonntag mittags von Berlin nach Potsdam gefahren, und zwar in einem leichten schwarzen Zivilsommerzuge, wenigen kenntlich. Zu Fuß spazierte er zur Stadt hinein. Seine Zigarre rauchend, ohne auf die Tafel mit dem Rauchverbot zu achten, betrat er in Gedanken vertieft durch das Brückenportal den als Exerzierplatz dienenden Teil des Lustgartens, der vollständig menschenleer zur Stunde vor ihm lag. Da rief ihm der Posten auf der hohen Rampe am Schloß zu: Das Rauchen sei hier verboten! Moltke, sich über das Verbot erhaben wissend, geht still seines Weges unten an der Rampe vorbei. Aber als er um die Schloßecke trat, stellt ihn der Wachtposten von der Fahrentreppe zur Rede, da dieser aufmerksam gemacht war durch den Anruf des Kameraden, und als der General sich auch hier nicht bequemen wollte, dem Genusse des Rauchens zu entsagen, stellte

ihn der Gardist ohne langes Parlamentieren ins Schilderhaus, mit der Aussicht, dort bis zur nächsten Ablösung zu stehen; denn der Posten, der noch im ersten Jahre diente, kannte den General nicht so genau, daß er dem Gefangenen glaubt, daß er der General Moltke sei, trotzdem dieser es versichert. Und Moltke hatte leider keine andere Legitimation bei sich, als sein Gesicht, dem der junge Soldat nicht traute, ohne die dazu gehörende Militärkleidung. Er blieb konsequent dabei, jeder Raucher könne sagen, er sei General. Nach einiger Zeit kam ein Herr des Weges. Diesen bat Moltke unter Nennung seines Namens, das Ereignis gefälligst dem wachhabenden Offizier zu melden, der dann schleunigst den General frei machen ließ, nicht ohne daß dieser die Tatsache auf der Wache im Schloßhofe nach eigener Angabe niederzuschreiben befahl. Dann begab sich Moltke zur Kommandantur und berichtete dort seinen tragikomischen Empfang im Lustgarten als Zivilist. Eine halbe Stunde später waren die Rauchverbote an den drei Portalen des Parks zur Freude aller Raucher verschwunden.

Die perfekte Köchin.

Ein sonst ganz fesches Mädchen stellte sich der Hausfrau vor, ihre Zeugnisse vorzeigend. Frau: „Ich sehe aus Ihren Zeugnissen, daß Sie ein recht Braves Mädchen sind. Aber verstehen Sie auch zu kochen?“ — „O ja, gnädige Frau“, erwiderte das Mädchen. „Was machen Sie am besten?“ — *D i e n s t m ä d c h e n*: „Kaltes Apfelpot.“ — Frau: „Und wie machen Sie denn das?“ — *M ä d c h e n*: „Ich nehme heißes Apfelpot und lasse es kalt werden.“

Ballbekanntschaften.

Herr Rudi lernt am Balle eine entzückende Dame kennen. Wie im Fluge verirrt bei angeregter Unterhaltung die Zeit. „Ach,“ meint der entzückte Jüngling, „Sie haben es gut, gnädiges Fräulein, können den schönen Traum weiter träumen im warmen Bettchen bis in den Tag hinein.“ „Nun und Sie?“ fragt sein Idol. „Ich muß bereits um halb acht im Bureau sein.“ „Ach Gott,“ sagt darauf die Kleine kläglich, „um diese Zeit muß ich schon drei Paar Stiefeln gepußt haben.“

Die große Tat.

Franz Deak, der weise Ungar, erhielt eines Tages den Besuch eines Abgeordneten, den er gern hätte wieder gehen sehen und er bemühte sich, denselben bald los zu bekommen. Für solche Gelegenheiten, so erzählt ein naher Bekannter des berühmten Politikers, hatte Deak eine Lieblingsgeschichte, die er auch diesmal vorbrachte: „Lieber Freund,“ sprach er zu seinem Gaste sehr freundlich, „hast Du Talent zum Rätsellösen?“ „Ich schmeichle mir wenigstens damit.“ „Dann wird Dich, was ich erzählen will, gewiß interessieren, und gleichzeitig möchte ich auch Deine Meinung darüber hören.“ Der Abgeordnete schwamm in Entzücken über diese Auszeichnung. „Napoleon I.“ — begann De-

at, sich in seinen Divan, welcher jetzt im Nationalmuseum als Reliquie bewahrt wird, zurücklehnd — „Napoleon I. besuchte einmal in Paris das Veteranenasyl und ließ sich mit einem einarmigen Soldaten in ein Gespräch ein. „Wo verloren Sie Ihren Arm?“ fragte er ihn. „Bei Waterloo, Sire.“ „Nicht wahr, Sie fluchen jetzt dem Kaiser und dem Vaterlande, wenn Sie Ihren verstümmelten Arm betrachten?“ fragte der Kaiser weiter. „Nein, Sire“, erwiderte begeistert der Veteran. „Für meinen Kaiser und für mein Vaterland gäbe ich ohne Bedenken auch den zweiten Arm hin.“ „Das glaube ich nicht,“ sprach der Kaiser, und ging weiter, aber in demselben Moment riß der alte Soldat einen nahhängenden Säbel aus der Scheide und hieb sich damit den zweiten Arm ab.“ Deak schwieg nun, zog die mächtigen Brauen ein wenig zusammen und heftete einen durchdringenden Blick auf den Abgeordneten, der sich vor Staunen kaum zu fassen wußte. Ich lächelte leise. „Was meinst Du dazu?“ fragte ihn Deak. „Eine großartige Tat! Ein außerordentlicher Charakter!“ rief der Abgeordnete. „Nur daß die Geschichte einen Fehler hat!“ lachte ich nun laut. „Ei, und der wäre?“ rief Deak neckend. „Daß sie unausführbar ist, denn womit hätte der einarmige Soldat seinen zweiten Arm abgehauen?“ Der Abgeordnete verließ rasch seinen Platz, sein Gesicht war flammend rot geworden, er nahm seinen Hut und ging. . . .

Zu jung.

Ein junger Offizier ward nach gewonnener Schlacht wozu er in entscheidender Weise beigetragen hatte, als Kurier nach Versailles zum König abgesendet, und hat nun um das Ludwigskreuz. Der König, dem jugendlichen Helden mit väterlichem Wohlwollen das unbärtige Kinn streichelnd, antwortete: „Mein Lieber, Sie sind aber noch sehr jung!“ Rasch erwiderte der Offizier: „Sire, wer so dient, lebt nicht lange.“

Seine Wirksamkeit.

Ein Abgeordneter kam einmal in den Ferien nach Hause und seine Bauern fragten ihn: „Warum liest man denn nie in der Zeitung, daß Ihr auch etwas gesagt habt?“ — „Ihr Leute,“ antwortete er, „das versteht Ihr nicht. Leset Ihr denn nicht öfter in der Zeitung: „allgemeines Gemurmel?“ — „Nun, da bin ich mit dabei.“

Bezahlter Spott.

Im Jahre 1677 belagerte General Derfflinger, der von armen Eltern herstammte und früher Schneider gewesen war, Stettin. Da hingen die Schweden, welche damals Stettin besetzt hielten, am Marienthurm eine ungeheure Fahne auf, auf welcher eine große Schere abgebildet war. Damit wollten sie im Übermut und im Vertrauen auf die Unehmbarkeit Stettins den feindlichen Feldherrn fränken. Derfflinger zahlte diesen Spott und Hochmut mit reichlichen Binsen heim: er eroberte Stettin und maß

den hochmütigen Schweden tapfer sein Ellenmaß auf — nämlich seinen Degen.

Deserteure.

In einen Laden in Hamburg, in welchem Geware feilgeboten wurden, trat ein englischer Soldat, um sich etwas zum Frühstück zu kaufen. Auf dem Ladentische des Viktualienhändlers lagen einige Hummer. „Was ist das?“ fragte der Engländer. — „Englische Soldaten!“ entgegnete der Kaufmann, auf die rote Uniform der Engländer anspielend. — „Wenn das seine Richtigkeit hat,“ entgegnete der Soldat, „so nehme ich sie als Deserteurs in Beschlag.“ Dies tat er auch und da dem Kaufmann der Einfall gefiel, so hatte er nichts dagegen einzuwenden.

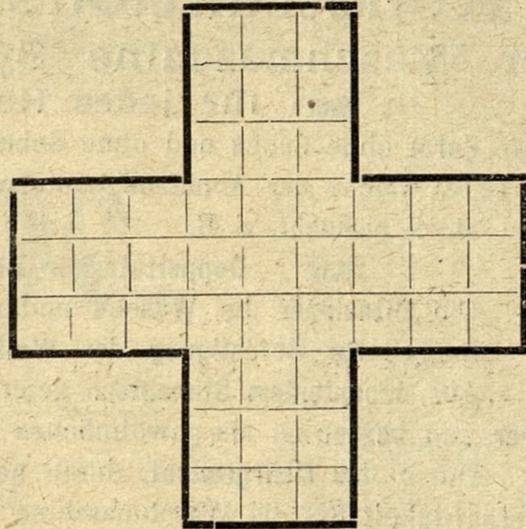
— **Ein seltenes Vorkommnis.** In Mailand war kürzlich eine junge Frau, namens Masseroni-Corti, an einer Unterleibs-Entzündung erkrankt. Es trat noch eine Lungen-Entzündung hinzu und eines Morgens wurde die Kranke tot im Bette aufgefunden. Ein von der Sanitätswache herbeigerufener Arzt stellte, nachdem er einige Wiederbelebungsversuche gemacht hatte, den Tod fest. Die Tote wurde feierlich aufgebahrt, die Beerdigung vorbereitet und angesagt. Als kurz vor der Stunde der Beerdigung der Stadtarzt Dr. Tondini erschien, um den Totenschein auszustellen, erwartete ihn eine sonderbare Überraschung. Er fand, daß das Gesicht der Aufgebahrten merkwürdig frisch war, daß auch das Auge noch einige Spuren des Lebens aufwies, daß die Leichenflecken fehlten, daß die Glieder nicht ganz starr waren und am Unterleib noch eine gewisse Wärme zu verspüren war. Außerdem glaubte er, mit dem Stetoskop noch einige schwache Herztöne zu vernehmen. Unter diesen Umständen stellte der Arzt den Totenschein nicht aus, sondern ordnete an, daß die Beerdigung aufgeschoben wurde. Als der Arzt einige Stunden später wiederkam, hatten jedoch die schwachen Lebenszeichen aufgehört und die Leichenflecken waren erschienen. — Dr. Tondini erklärte den eigentümlichen Fall damit, daß ein heftiger Anfall von Lungenentzündung die Kranke unbeweglich und unempfindlich gemacht hatte, so daß der Tod schon vor seinem wirklichen Erscheinen eingetreten zu sein schien.

Rätsel-Aufgaben.

Silbenrätsel.

Ich bin das Bild der Treue —
Zum Himmel blicke auf,
Dort trifft du mich aufs neue
In der Gestirne Lauf.
Knüpf' an, was beim Ertrinken
Drei Laute sagen dir —
Dann wird das Ganze blinken
Recht zahlreich dir und mir.

Kreuzrätsel.



In die Felder obiger Figur sind die Buchstaben a a a a c c e e e e e e h h h k k k k l l m m o o p p r r r r r r r r s s s s t t t t u u u u derart einzutragen, daß die wagrechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten: 1. Wertvolle Flüssigkeit, 2. bescheidene Lagerstätte, 3. süddeutsche Residenz.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silbenrätsel: Morgenstern.

Diamanträtsel:

O
F e e
L e s e n
G e r t r u d
S i l v e s t e r
O e s t e r r e i c h
O s t e r l i e d
V e n e d i g
M e i s e
A c h
h

Durch das Loos erhielten Preise:

Franz und Richard Sagner, D.-Wernersdorf; Josef Dhnedorfer, Seesitz; Marie Weigel, Neutitschein

Richtige Lösungen aus voriger Nummer sandten ein:

Johann Glos, Nedarisch; A. Pietschmann, Wölmisdorf; Paul Michel, Kalzhofen; Franz Betta, Hall (Tirol); P. Beda Bobitzer, O. S. B., Marienberg; C. Böhm, Hohenörlitz; Jos. Sperlich, Wellnitz; Firmin G. Kratky, Klosterneuburg; M. Beck, Ronsperg; Wzl. Bayerl, Haid; Matth. Schreiner, St. Lorenzen a. W.; Karl Mühl, Raile; Peter Kuen, Grissian-Lana (Tirol); Jos. Schuldes, Schöfl.

Ein braves, katholisches, älteres

Mädchen,

welches Lust zu klösterlichem Leben und Liebe zu Kindern hat, wird sofort aufgenommen.

Näheres zu erfragen im Elisabethinerinnenkloster in Raaden.

Konstruktions-Vorzüge

der Waschmaschine System „Krauss“

für jedes Haus:

Runde Form ohne Ecken und ohne Schmutzwinkel.

Die Teile, welche der Abnutzung unterworfen sind, werden **doppelt stark gemacht**, z. B.

Doppeltstarker Boden.

Die **Mitnehmer** der Wäsche sind **massiv**.

Dauerhafte Befestigung der Wellenzapfen.

Aus **decapiertem Stanzblech** gefertigt, welches 20 bis 25 % **teurer** und **besser** ist als gewöhnliches Handelsblech.

Durch das **Mehrgewicht**, durch **besseres Material** und größte **Dauerhaftigkeit** hat die Waschmaschine System „Krauss“ einen um mindestens 25% **höheren Wert** als Konkurrenzfabrikate. **Vorrätig bei**

Bernard Hähner, Chemnitz i. S.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Sehr viel ersparen

kann man sich, wenn man das Schuhwerk mit dem weltberühmten, konkurrenzlosen, prämierten und patentierten

„Galloschin“

imprägniert. Die **Schuhsohlen** halten **garantiert 4mal länger**, werden **wasserdicht** und **geschmeidig**. Tausende **Anerkennungen** z. B.:

„Ihre beiden Schuh- und Putzmittel Galloschin und Galloschin-Kreme, die ich bereits längere Zeit benütze, haben sich vortrefflich bewährt. Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß die Schuhsohlen infolge Anwendung von „Galloschin“ länger halten als sonst, so daß „Galloschin“ tatsächlich ein Sparmittel genannt werden kann. Ich kann daher Ihr mir als solches bekanntes Unternehmen allen nur aufs beste empfehlen.“

Bodenbach, 16. Jänner 1910.

Hochachtend

Karl Rosofsky, Bürgererschultatecht.

Preis einer Flasche für 2-3 Paar Schuhe bloß **60 h**, Probefendung gegen **K 1.20** in Briefmarken. Bei 6 Flaschen die 7. gratis. Bei 2 1/2 Duzend hoher **Rabatt** und **frachtfrei**.

Galloschinwerk Paul Ulrich, Bodenbach a. E.

Soeben auf der I. österr. Wintersport-Ausstellung in Teplitz für **Galloschin** mit dem **Staatspreis** ausgezeichnet.



Reparieren Sie Selbst

Pferdegeschirre—Riemen aller Art, Koffer u. andere Artikel aus Leder, Blech, etc., mit

ZWEISPITZ-NIETEN.

Kein Loch vorzubohren, keine Unterlagscheibe nötig. Nur mit dem Hammer einschlagen u die Spitzen umbiegen. **Probeschachtel mit 100 Stücksortierten Nieten** gegen Einsendung von **K. 1.20** erhältlich von

F. FREUND & CO., Wien II/3, Negerlegasse 6.
Bitte detaillierte Preisliste zu verlangen.



Für jede Küche!

Dr. Detter's

Backpulver

hat der Hefe (Germ) gegenüber u. a. folgende Vorzüge:

1. Mitzlingen der Mehlspeisen und Bäckereien ausgeschlossen.
2. Unbegrenzte Haltbarkeit; man kann Dr. Detter's Backpulver vorrätig halten.
3. Man braucht den Teig nicht gehen lassen, sondern kann sofort backen.
4. Eierersparnis.
5. Die Speisen sind locker und so leicht verdaulich, daß sie selbst vom schwächsten Magen vertragen werden.
6. Die Ausführung der Original Rezepte bereitet jeder Hausfrau Vergnügen.
7. Ist von den Ärzten glänzend begutachtet.

Dr. Detter's Backpulver kostet ein Paket 12 Heller und ist überall mit millionenfach bewährten Rezepten vorrätig.

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebte Leinwand Rasenbleiche

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Julettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirrtücher und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Dauen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. **Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen** empfiehlt das

Versandgeschäft Paul Hentschel

(früher Marie Hentschel)
Schluckenau in Böhmen.

Muster auf Verlangen franko, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

Apotheker

A. Thierry's Balsam



Allein echter Balsam aus der Schutzengel-Apotheke des **A. Thierry in Pregrada** bei Rohitsch-Sauerbrunn.

(Gesetzlich geschützt.)
ALLEIN ECHT mit der **NONNE** als **SCHUTZMARKE**.
Wirksamst gegen Magenkrämpfe, Blähungen, Verschleimung, Verdauungsstörungen, Husten, Lungenleiden, Brustschmerzen, Heiserkeit etc.
Aeusserlich wundenreinigend, schmerzstillend, 12 kleine oder 6 Doppelflaschen oder eine Spezialflasche **K 5.-**.

Apotheker A. THIERRY's allein echte CENTIFOLIENSALBE

zuverlässig wirkend bei Geschwüren, Wunden, Verletzungen. Entzündungen noch so alter aller Art 2 Dosen **K 3 60**. Man adressiere an die Schutzengel-Apotheke des

A. THIERRY in PREGRADA

bei Rohitsch.

Zu bekommen in den meisten Apotheken.